8
+
9

1961 · FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

11. JG. OKT. NOV.

DISKUS

D 2442 E Preis 50 Pf, Studenten 20 Pf

DIE MAUER IM KOPF

Vor dem 13. August hieß die Mauer zwischen Deutschland und Deutschland „Eiserner Vorhang" und war ein Symbol. Dichter haben seit je vor der schrecklichen Realität der Symbole gewarnt. Heute braucht man nicht mehr Dichter zu sein, um diese Realität zu erkennen. Also könnten die Dichter schweigen. Aber nun stehen sie vor der Mauer und fragen sich, ob ihr Geist sie zu überspringen vermag. Sollten sie nicht wissen, daß es der unheilige Geist der ideologischen Lüge ist, der sich die Mauer baut?

Die Westberliner Schriftsteller Günter Grass und Wolfdietrich Schnurre haben, zusammen mit einer Reihe anderer Autoren vor dem 13. August in dem Taschenbuch „Die Alternative" den Wähler aufgefordert, am politischen Schalttag SPD zu wählen, um dadurch eine neue (neue?) Regierung zu bekommen. Die eigentliche Frage für die intellektuellen Leser dieser zornigen Herren in den besten Jahren war aber vermutlich nicht: CDU oder SPD, sondern DFU oder SPD.

Angesichts des Müllkastens der Fünfprozentklausel war es das gute Recht der Herren Grass und Schnurre, taktische Vernunft zu betätigen und dem anonymen Bundesbürger als einzig aussichtsreiche Alternative zur CDU „das kleinere Übel", eben die SPD, zu empfehlen.

Dieselben Herren forderten nach dem 13. August in einem Offenen Brief einen kleinen Kreis namentlich bekannter Untertanen Ulbrichts, Mitglieder des ostdeutschen Schriftstellerverbandes bzw. der Akademie der Künste, dazu auf, öffentlich wider Mauer und Stacheldraht zu opponieren (nachzulesen in der „Zeit" vom 22. September 1961, Seite 9). Dieser Offene Brief war eine Donquichotterie. Denn die Empfänger konnten das darin erhobene Postulat nicht erfüllen. Sollten Grass und Schnurre sich tatsächlich dem naiven Glauben hingegeben haben, daß die nach dem 13. August wider Willen endgültig Isolierten irgendwelche Äußerungen gegen die Mauer jenseits eben dieser Mauer in irgendeiner Form hätten publizieren können? Vorausgesetzt, sie hätten es überhaupt für taktisch richtig erachtet? Auch ihnen dürfte nicht unbekannt geblieben sein, daß selbst Brechts Telegramm an Ulbricht nach dem 17. Juni 1953 nur sinnwidrig gekürzt veröffentlicht wurde.

Sollten Grass und Schnurre tatsächlich erwartet haben, als Antwort auf ihren Brief am nächsten Tag einen flammenden Protest der ostdeutschen Schriftstellerprominenz gegen Mauer und Stacheldraht zu lesen? Eben jene taktische Vernunft, die Grass und Schnurre dem Bundesbürger als Wahltags-Alternative contra Adenauer empfahlen, sollten sie gerechterweise nun auch ihren ostdeutschen Kollegen beim Widerstand gegen Ulbricht konzedieren.

Keinesfalls soll hier den Herren Grass und Schnurre bei ihrer Attacke der gute Glaube bestritten werden. Das versuchten selbst einige der angesprochenen Autoren von drüben nicht, soweit das ihren offiziösen Antwortbriefen (vgl. „konkret" Nr. 19/61) zu entnehmen ist, die zwar im Fazit — Zustimmung zur Mauer — uniform sind, aber ganz und gar nicht im Ton ihrer Argumentation: die gibt sich verkrampft-überlegen bei Franz Führmann („Ihren . . . naiv-törichten Brief bedaure ich"), hämisch-gekränkt bei Hanns Eisler („Offene Briefe . . ., die nur verärgern oder gar beleidigen"), arrogant bei Erwin Strittmatter, der offenbar den persönlichen Ärger darüber zu verwinden hatte, daß die westdeutsche Ausgabe seines Romans „Der Wundertäter" nach dem 13. August nicht ausgeliefert wurde („von den üblichen Hetzreden . . . infiziert"), onkelhaft bei Bruno Apitz („ich polemisiere nicht gern mit jungen Menschen"), neckisch-plump bei Paul Wiens („Hitler trug einen Schnurrbart, Günter Grass trägt auch einen Schnurrbart") und nur bei Stephan Hermlin im Ton echten Bedauerns („ich würde meine innere Verfassung auch nicht als eine solche ‚freudiger Zustimmung' . . . definieren"). Für Hermlin von der SED seit Jahren des Formalismus und Revisionismus verdächtigt, war der 13. August die vermutlich letzte Gelegenheit, sich zu rechtfertigen. Er mußte zum Credo antreten. Daß es ein galileihaft verklausuliertes Credo quia absurdum wurde, gereicht ihm zur Ehre. Die andern, die auf den Grass-Schnurre-Brief nicht reagierten und sich vielleicht schon durch ihr bloßes Schweigen gefährdeten — Peter Huchel, Anna Seghers, Arnold Zweig — dürften den Gewaltakten Ulbrichts erst recht nicht freudig zustimmen. Es geht nicht an, sie dieses Schweigens wegen, Hermlin seiner notgedrungenen Dialektik halber, als „Tintenbuben" oder „Stallburschen Chruschtschows" zu bezeichnen: so der Wiesbadener Schriftsteller Rudolf Krämer-Badoni, der nicht müde wird sich selbst als den einzigen Nonkonformisten zu feiern, in einer Zuschrift an „Die Welt" (20. 9.). Der Grass-Schnurre-Brief hat ein gewaltiges Echo gefunden, aber Theaterdonner ist noch kein erlösendes Ungewitter. In einem blechernen Kommentar erklärte Krämer-Badoni am 24. September im Hessischen Rundfunk, es ginge nicht um die Wirkung des Briefes bei den Zonenschriftstellern, sondern „um die Ehre(!) der beiden Briefschreiber". Das heißt zweierlei: 1. wer sich als westdeutscher Schriftsteller nicht mit Grass und Schnurre solidarisch erklärt, ist ehrlos; 2. die nunmehr definitive Spaltung Deutschlands ist für westdeutsche Schriftsteller gerade gut genug, sich eine Standesehre zuzulegen oder sie, falls schon vorhanden, unter Beweis zu stellen. Ergo: Das Mark unserer Ehre heißt Systemtreue! Aber wer vom Schriftsteller „Systemtreue" fordert, droht ihm mit den gleichen totalitären Lebens- und Arbeitsbedingungen, die er unter Ulbricht vorfindet. Krämer-Badoni jedenfalls wünscht Gleichschritt und schleudert sein „j'accuse!" sogar gegen Ingeborg Bachmann, weil sie sich (notabene vor dem 13. August!) unterfing, nach Leipzig — nein, nicht zur Messe zu fahren, sondern zu einem Lyriksymposion. Man möchte Grass und Schnurre vor ihren eigenen Kommentatoren in Schutz nehmen.

Inzwischen ist Schnurre, von Erich Kästner bedauert, aus dem westdeutschen PEN-Zentrum ausgetreten. Dieser Schritt ist vielleicht psychologisch motiviert, logisch jedoch nicht. In ihrem Offenen Brief schreiben Grass und Schnurre: „Es gibt keine ‚Innere Emigration', auch zwischen 1933 und 1945 hat es keine gegeben." Wenn Schnurre nicht einem Autorenverband glaubt angehören zu können, der Kontakte zu „Inneren Emigranten" im Ulbricht-Territorium unterhält, so hätte er konsequenterweise zu keiner Zeit dem westdeutschen PEN-Zentrum beitreten dürfen, dessen ältere Mitglieder ja durchaus nicht alle aus Hitler-Deutschland emigriert waren.

Die Spaltung ist jetzt nahezu perfekt. Die Hochschulmisere im Ulbricht-Staat wächst. Bereits am 20. August leuchtete das „Neue Deutschland" der gesamtdeutschen Wissenschaft heim. Dabei bediente es sich zweier Universitätsprofessoren als Sprachrohr: der Slawist Bielfeldt und der Mediziner Gertler forderten ihre Kollegen auf, 1. die erforderlichen Lehrbücher selber zu schreiben, anstatt sie aus Westdeutschland zu importieren, und 2. keine Kongresse im Westen mehr zu besuchen, dafür aber die Kontakte mit den Ostblockwissenschaftlern zu intensivieren. Ulbrichts Maurer trieben auch Ernst Bloch in den Westen. Zum zweitenmal in seinem Leben kapitulierte er vor dem Terror. Jetzt dürfte es auch für den großen Utopisten keine Heimkehr mehr geben. Der Druck auf die Studenten nimmt täglich zu, ihre letzte Alternative: „freiwilliger" Ernteeinsatz oder Bereitschaftserklärung zum Eintritt in die Volksarmee, möglichst aber beides.

Und auch im Westen wächst die Hysterie. Man holt seinen schon totgesagten Chauvinismus aus der Mottenkiste und fordert zum Beispiel von bundesrepublikanischen Küchenchefs, sie sollten „Russische Eier" von der Speisekarte streichen. Stellen die Intellektuellen ihren üblichen Literatenklatsch in die Ecke und engagieren sich einmal für konstruktive Vorschläge — 22 Schriftsteller der Gruppe 47 empfahlen die Verlegung des UNO-Sitzes nach Westberlin („Welt" vom 26. 9.) —, so korrigiert man sie hämisch, sie hätten sich wohl an die falsche Adresse gewandt, der Präsident des UNO-Plenums dürfte kaum kompetent sein.

Sachliche Argumente: überflüssig! Denn der große Sündenbock ist ja nun glücklich gefunden, noch dazu einer, der sich nicht mehr wehren kann —: der arme B. B.

Die Brecht-Apologeten belegt Herr Krämer-Badoni mit dem Ehrentitel „Aufweicher" („Welt" vom 20. 9.). An den Westberliner Bühnen, sozusagen im Schatten der Mauer, brach in punkto Brecht die kulturpolitische Schizophrenie aus. Intendant Barlog erklärte die Absetzung des „Puntila" zum freiwilligen Opfer aus besserer Einsicht, während gleichzeitig sein Chefdramaturg Bessler im Programmheft Nr. 108 des Schillertheaters kluge Worte gegen die westdeutsche Anti-Brecht-Haltung äußerte.

Brecht war von allen deutschen Schriftstellern in Ost und West der einzige, der willens und, dank seines internationalen Einflusses, imstande war, gegen die personifizierte Mediokrität Ulbrichts mit Aktionen statt mit Phrasen vorzugehen. Brechts Programm: ein Katalog kultur- und sozialpolitischer Reformforderungen, den er Ulbricht nach dem 17. Juni 1953 präsentierte. Dieser Plan, ziemlich identisch mit den Vorstellungen der Harich-Gruppe, befindet sich heute in den Händen einiger DDR-Autoren, deren Namen hier aus Sicherheitsgründen nicht genannt werden können. Brechts Taktik: mit seinen Getreuen vom Berliner Ensemble russisch zu lernen, seine weltbekannten Modellaufführungen auf diese Sprache umzustellen und dann ultimativ mit der Emigration des gesamten Berliner Ensembles nach Moskau zu drohen. Das hätte bedeutet: entweder freiere Zustände analog den polnischen oder Zusammenbruch der ostdeutschen Kulturpolitik, ein Risiko, das auch ein Ulbricht nicht ohne weiteres auf sich genommen hätte. Brecht konnte sein Projekt nicht mehr durchführen. Die Erben dieser Pläne teilen seine Abneigung gegen die Politik Ulbrichts, ohne indessen über den entsprechenden Einfluß zu verfügen. Ist das ihre Schuld? Werden sie, wird der tote Bert Brecht in alle Zukunft verketzert werden? Wird die ideologische Mauer inmitten Deutschlands noch einmal fallen?

Klaus M. Rarisch

DISKUS FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Erscheint monatlich außer März und September.
Herausgeber: Wolf Calebow, Alexander Gockel, Hartmut Rotter, Klaus Scheunemann, Hans-Walter Siebert.
Redaktion: Alexander Gockel (Kulturpolitik), Peter K. Iden (Ausland), Malte J. Rauch (Politik),
Ror Wolf (Feuilleton), Wolfgang Vogel (Mitarbeiter)
Verlagsleiter: Hans-Walter Siebert, Vertrieb: Siegfried Bartels
Redaktionsgeschäftsführer: Klaus Scheunemann
Anzeigenredaktion: Wolf Calebow. Zur Zeit gilt Preisliste Nr. 5.
Anschrift der Zeitung: Frankfurt am Main, Mertonstraße 26–28, Telefon 77 06 43 188.
Konten der Zeitung: Deutsche Bank Nr. 240 964 (Anzeigenredaktion). Dresdner Bank Nr. 121 210. Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30 158. Commerzbank Nr. 42 197 (Vertrieb).
Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Alle abgedruckten Beiträge sind Eigentum des DISKUS, Nachdruck nur mit Erlaubnis.
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V."; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.
Abonnements zum Preis von DM 6,– jährlich (Studenten DM 3,–) nimmt der Vertriebsbeauftragte, Adresse wie oben, jederzeit entgegen.
Druck: Graphische Werkstätte Offenbach (Main), Schäferstraße 12, Telefon 8 15 18.

Aufruf Ostberliner Studenten

Zur Zeit werden alle Studenten der DDR gezwungen, folgende Bereitschaftserklärung zu unterschreiben: „In der Erkenntnis, daß es notwendig ist, die Deutsche Demokratische Republik zu verteidigen, verpflichte ich mich, in die bewaffneten Kräfte der DDR einzutreten." Die SED-Funktionäre haben uns erklärt: „Wer nicht unterschreibt, ist ein Feind des Friedens! Wer nicht unterschreibt, will den Atomkrieg!" Wir sind weder das eine, noch wollen wir das andere. Man versucht, uns zu überzeugen. Aber so sagt man uns drohend, unsere Geduld ist nicht endlos. Feinde des Staates haben an den Universitäten nichts zu suchen! Sie drohen uns offen mit der Exmatrikulation, falls wir die Bereitschaftserklärung zum Eintritt in die Armee nicht unterschreiben. Kommilitonen! Zeigt Solidarität mit uns! Helft uns! Wir sind Söhne und Töchter eines Volkes! Erhebt Eure Stimme und protestiert gegen diesen Willkürakt! Schickt Protestnoten an unsere Universitäten! Wir wollen nicht auf Euch schießen!

Studenten der Berliner Humboldt-Universität

Es gibt keine größeren Banden mehr

Es gibt keinen jüdischen Wohnbezirk mehr

Zur Informationspolitik der Frankfurter Allgemeinen Zeitung

Reimar Lenz

PRESSE 1
PRESSE
PRESSE
PRESSE
PRESSE
PRESSE
PRESSE
PRESSE

Sollte wirklich eine große Zeitung, die sich Tag für Tag durch die Beobachtung menschenmöglicher Genauigkeit, Objektivität und Wahrheitsliebe in ihrer Berichterstattung und Urteilsbildung das Vertrauen ihrer Leser immer wieder neu verdienen will . . .
F.A.Z. vom 21. 10. 61: „Die Kunst des Zeitungslesens"

„Ein Ost-Berliner Student sprach von dem Unrecht dieses Staates, in dem der Mensch ein Dreck sei, von Unterdrückung und Zwang, von seinem Studium, das in diesem Monat zu Ende sei. Man sagte ihm, er solle schweigen. Er sprach weiter mit Tränen und Haß in den Augen. Da führte man ihn hinaus. Später sahen wir ihn durch die geöffnete Tür: Er stand mit dem Gesicht zur Wand und mit erhobenen Händen, die ein großes V beschrieben. Zehn Minuten, fünfzehn, zwanzig. Nun war Stille im Raum. Die vierzig Festgenommenen hockten und rührten sich nicht. Da schrie draußen ein Mensch, eine Minute lang oder eine halbe – unendlich lange. Ein Mensch, der geschlagen wurde."

Diesen beschämenden Bericht aus einem Ost-Berliner Untersuchungsgefängnis, in das am 13. August 1961 wahllos „Verdächtige" eingeliefert wurden, veröffentlichte dankenswerterweise am 22. August die „Frankfurter Allgemeine Zeitung". Sie tat recht daran, die Unterdrückungsmaßnahmen an Einzelschicksalen zu exemplifizieren; nur so werden Nachrichten übertragen aus der abstrakten Zeitungs-Realität in konkrete mitmenschliche Wirklichkeit. Eine Zeitung, die nur im Politischen bleibt, der Erfahrung des einzelnen nicht mehr nachgeht, ist auch politisch eine schlechte Zeitung.

Es sind uns Szenen bekannt, die noch weit schlimmer sind als jene eben beschriebene Vergewaltigung des individuellen Gewissens, bekannt nicht nur aus der Vergangenheit, den Konzentrationslagern des „3. Reiches", sondern aus der Gegenwart. Dem Verband Deutscher Studentenschaften liegen z. B. Berichte über die Schicksale von 116 algerischen Studenten vor, die gefoltert, gefangen, ermordet wurden. Es gibt Tausende solcher Berichte, über das „Verschwinden" von Personen, über tagelange Folterungen „verdächtiger" Algerier mit Elektrizität, Wasser, Schlägen.

Man sage nicht, uns gehe das unmittelbar nichts an. Wollte man es bezweifeln, so würde man spätestens durch die Reaktionen einiger großer Zeitungen in der Bundesrepublik eines Schlechteren belehrt: diese Presse reagiert sehr präzise auf den schmutzigen Krieg: indem sie uns seine schmutzigsten Seiten systematisch verschweigt.

Ich kann mich nicht entsinnen, in der FAZ je einen Dokumentarbericht über Folter in Algerien und Frankreich gelesen zu haben. Während der unabhängigen französischen Presse bekannt ist, daß auch 1961 in Paris von Polizeidienststellen Algerier gefoltert wurden, erfährt man bei uns darüber nichts. Auch um Einzelfälle, deren politisches Gewicht sich mit redaktioneller Kunstfertigkeit bestreiten ließe, handelt es sich leider nicht. Im Mai dieses Jahres enthüllten z. B. unabhängige Publizisten und Professoren von der Sorbonne (unter ihnen Robert Barrat, Claude Bourdet, Jean-Marie Domenach, Laurent Schwartz, Paul Thibaut), daß durch das Folterzentrum Ameziane (das allein für den Bezirk Constantine „zuständig" ist) seit 1957 „zur Kontrolle" (weniger als acht Tage) 108 175 Personen gegangen sind, während 7363 Personen den „Verhören" für mehr als acht Tage unterworfen wurden, daß eine große Zahl von Gefangenen wahnsinnig geworden ist, daß die Spuren der Foltern, Wunden, nervöse Schäden, lange Zeit nicht heilen. Viele sind nach ihrer Rückkehr gestorben.

Solche Vorwürfe können deutschen Auslandskorrespondenten in Paris nicht verborgen bleiben. Haben wir moralischen und politischen Anlaß, den Völkermord in Algerien mit wohlwollendem Stillschweigen zu fördern?

Harte Worte, wird man sagen. Inwiefern „Völkermord"? „Die Opfer unter der (algerischen) Zivilbevölkerung werden mit etwa 14 000 Toten angegeben"; das schrieb die „Frankfurter Allgemeine" zum sechsten Jahrestag des Krieges, dem 1. November 1960. Und Joachim Schwelien zitierte am 3. August 1960 de Gaulle, der für die ersten fünf Kriegsjahre eine Zahl von 12 000 algerischen Zivilopfern angegeben hat. Am 12. Dezember 1960 aber äußerte sich die „New York Times" folgendermaßen: „Die Pariser Zeitung „Figaro", ein bekanntermaßen zurückhaltender Zeuge, bestreitet die Angaben der Aufständischen, wonach die Zahl der getöteten Zivilpersonen eine Million betragen soll, und gibt ihrerseits eine Zahl von 150 000 Toten an. Sogar diese niedrige Schätzung zeichnet das Bild einer sehr blutigen und unterschiedslos zuschlagenden Art von Krieg."

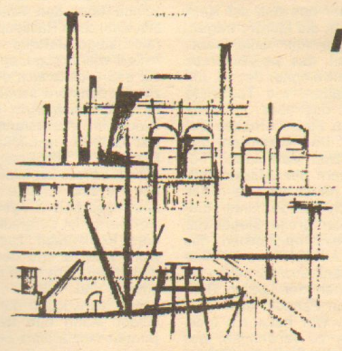
In den Debatten bei den Vereinten Nationen geht man heute davon aus, daß mehr als eine Million Algerier (Soldaten und Zivilisten) bei der „pacification" ihr Leben verloren. Die beiden statistischen Angaben der FAZ liegen 10- bis 50mal zu niedrig. Eine Untersuchung darüber, wie die FAZ die militärische Niederschlagung des algerischen Volksaufstands gedeutet, kommentiert, dargestellt hat, ist von symptomatischem Wert. Ben Khedda, der Ministerpräsident der algerischen Exilregierung, hat sich auf der Belgrader Neutralenkonferenz über das Selbstbestimmungsrecht der Deutschen recht vage geäußert. Sollte man sich gefragt haben, welches Verständnis wir in der Bundesrepublik für den Wunsch anderer Völker nach Selbstbestimmung aufzubringen gewohnt sind?

Wenn der algerische Außenminister die FAZ liest (mit den algerischen Diplomaten, die aus der Bundesrepublik ausgewiesen wurden, stehen ihm ja zumindest erfahrene Deutschland-Fachleute zur Seite) – so würde er auf Ausdrücke wie diese treffen: Auf den „Schutz" der französischen Armee als „Wahlgarant" werde man in Zukunft nicht mehr rechnen können – nach den neuesten Plänen de Gaulles (FAZ vom 7. 9. 1961). Moslems haben sich zusammengerottet" (FAZ vom 21. 6. 1961). General Massu hat die Casbah „von den Terroristen gesäubert" (Adalbert Weinstein in der FAZ am 12. 1. 1961), hat in Algier „Ordnung geschafft" (Weinstein am 9. 1. 1961). „Die französische Armee hat nach klassischen Regeln den Krieg gewonnen" (18. 1. 1961). „Es gibt keine größeren Banden mehr" (18. 1. 1961). Diesen Stil schreibt der Militärexperte der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. „Es gibt keinen jüdischen Wohnbezirk in Warschau mehr", hieß es im Stroop-Bericht. Wir wissen ja, wie Massu, sogar nach eigenen Angaben, die Casbah „gesäubert" hat: durch Foltern und Massenvergeltungsaktionen, dadurch, daß er die Männer in die Gefängnisse und Konzentrationslager abtransportieren ließ, aus denen später das Internationale Rote Kreuz Schlimmstes berichten mußte. Weinstein spricht von den Algeriern per „Eingeborene", „halbe Wilde". Nach ihm ist es dank der Leistung" und „vorzüglichen Organisation" der französischen Armee für die FLN unmöglich geworden, „Unruhen anzuzetteln" (FAZ vom 9. 1. 1961). Moslems werden beim Straßenbau „verwandt" schreibt er am 24. 5. 1961.

Die Gesetze der Kriegführung „sind bewundernswert schnell vom französischen militärischen Genius (für Algerien) gefunden worden", heißt es in einem weiteren Algerien-Leitartikel Weinsteins einige Wochen später. Joachim Schwelien schwärmt am 21. 8. 1961 vom großen Werk der Entkolonialisierung, das Großbritannien und Frankreich seit Jahrzehnten verwirklichen"; doch gibt er, der Gemäßigtere, immerhin zu: „mit unterschiedlichem Geschick". Ganz hart ist Benno Reifenberg, wenn er von den „wie im Delirium aus der Kasbah gegen die Truppen anlaufenden Massen" schreibt (FAZ vom 14. 12. 1960) – Die „wie im Delirium gegen die sowjetischen Truppen anlaufenden ungarischen Massen?" War das ungarische Volk denn nicht auch emotional tief bewegt, hat es nicht Freiheitslieder gesungen an den österreichischen Grenzen? Sollen solche geschichtlichen Lehren schon vergessen sein? Im Delirium anlaufende Massen?

Unvergeßlich wird mir die Überschrift bleiben, unter die von der FAZ ein Bericht des Pariser Korrespondenten Schwelien gesetzt wurde, ein Kurzbericht über jene unerträglich langen 270 Seiten der Anklageschrift vom Internationalen Roten Kreuz, das im Dezember 1959 von Schweigelagern Kunde geben mußte, die zufällig entdeckt worden waren, von überbelegten Gefängniszellen, Verwundeten, die auf nacktem Fußboden liegen gelassen, Gefangenen, die nachts mit eisernen Ketten und Fußeisen angeschlossen wurden. Schwelien gab von diesem Bericht am 4. 1. 1960 ein kurzes Referat. Die FAZ brachte es unter der Überschrift „Die Verhältnisse in den algerischen Lagern haben sich gebessert!". Schwelien schrieb, die Algerier hätten mit den Vertretern des IRK „unbehindert sprechen" können. Im IRK-Bericht steht unter vielem anderen, daß die Kommission dem Lager Bordj-Menaiel zwei aufeinander folgende Besuche abgestattet hat; und zwar traf sie am 30. Oktober 1959 die Häftlinge „völlig terrorisiert" an. Sie baten die Delegierten des IRK, von ihren Aussagen kein Protokoll anzufertigen „aus Angst, als Repressalie geschlagen oder gar getötet zu werden". So wörtlich der Bericht des Internationalen Roten Kreuzes.

Günther Gillesen zieht, vom Standpunkt der Frankfurter Allgemeinen, am 22. 9. 1961 die Bilanz, indem er sich beklagt, daß die „jungen Völker für die Selbstbestimmung und die Freiheit von Fremdherrschaft" nicht überall eintreten, daß sie das eigene Selbstbestimmungsrecht verfechten, nicht aber etwa das deutsche. Er kritisiert einen solchen „geographisch begrenzten Anruf des Selbstbestimmungsrechts", ohne zu erwähnen, daß genau diesen Vorwurf tunesische und algerische Zeitungen der Bundesrepublik seit langem machen. Gillesen ficht's nicht an: „Man tut gut daran, auf so doppelbödige Moral, die darum keine wirkliche Moral sein kann, nicht zu bauen."



In allen Geldangelegenheiten

beraten wir Sie
fachkundig und zuverlässig.
Eine Verbindung mit uns
lohnt sich immer

COMMERZBANK

Geschäftsstellen überall in der Bundesrepublik und in West-Berlin

CASTELL

Bleistifte, 8B - 10H
Color Farbstifte, 30 Farben
Kopier- und Farbkopierstifte

CASTELL LICHTPAUSREIF

Tekagraph Druckstifte, 3B - 4H
TK Druckstifte, 8B - 10H
TK-Color Farbdruckstifte, 30 Farben
TK-Minen, 8B - 10H und 30 Farben

CASTELL

Rechenstäbe für Techniker
Rechenstäbe für Sonderberechnungen
Rechenstäbe für Kaufleute

CASTELL

Reduktionsmaßstäbe
Meß- und Zeichenschablonen
Zeichengeräte

Erhältlich in den Fachgeschäften

A. W. FABER-CASTELL · STEIN BEI NÜRNBERG

politische bücher

Die Intellektuellen und die Partei

Kritik am „institutionellen Marxismus"

Aus der Fülle der in letzter Zeit erschienenen Publikationen über politisch-geistige Bewegungen innerhalb des sowjetischen Machtbereichs ragen zwei Bücher hervor, die trotz ihrer ganz verschiedenen Gegenstände und Tendenzen das eine gemeinsam haben, daß sie sich, obwohl im Geiste unnachgiebiger Kritik geschrieben, nicht ohne weiteres in die Front eines pharisäischen Antikommunismus einreihen lassen, der von Renegaten und Abweichlern nur Kenntnis nimmt, um zu erfahren, daß er immer schon recht gehabt habe und dessen autoritäres Freiheitspathos Zweifel aufkommen läßt, ob er es mit der Freiheit wirklich besser meint als der Widersacher im Osten.

Gemeint sind: **„Die Revolte des Intellekts"** von Tamas Aczel und Tibor Meray*) und **„Der Mensch ohne Alternative"** von Leszek Kolakowski**).

Beide Bücher zeigen, daß gerade die marxistisch gebildete Intelligenz in den Krisensituationen des Ostens während der vergangenen Jahre eine wesentliche Rolle gespielt hat. Es geht daher nicht an, dort von einem für uns belanglosen Geplänkel der Stalinisten unter sich zu sprechen, wo der Marxsche Humanismus kritisch seiner Perversion entgegengehalten wird, nur weil uns das Denken in zwei völlig homogenen Machtblöcken zur bequemen Gewohnheit geworden ist.

Das Buch der beiden Ungarn, die unter Rakosi hohe literarische Auszeichnungen erhielten und als namhafte Redakteure tätig waren, ist eine Art Selbstverständigung über die geistigen Wurzeln des ungarischen Aufstands gegen ein System, das in einen offenkundigen Widerspruch zu der Idee geraten war, mit deren Namen es sich tarnte.

Die Autoren schildern die innerpolitische Entwicklung Ungarn vom Tode Stalins bis zum Sturz Rakosis, wie sie sich in den Vorgängen im Schriftstellerverband, dessen Leiter Aczel war, widerspiegelt. Rückblicke auf die Zeit vom Einmarsch der Roten Armee bis zum Frühjahr 1953 beleuchten die Vorgeschichte der revolutionären Ereignisse. Zum Ersten Male erfährt man Genaueres über die Rolle Georg Lukács, dessen Konzeption des dialektischen Materialismus in der Literaturwissenschaft zu unmittelbar tagespolitischen Konsequenzen führte. Das geistige Porträt des berühmten Ästhetikers gehört ebenso wie die psychologische Analyse des Satrapen Rakosi zu den Kabinettstücken des Buches.

Man erfährt, wie mediokre Schreiber im Dienste einer läppischen Literaturauffassung, die Realismus propagiert, aber krassesten Irrealismus meint, zu höchsten Würden gelangten, während wirkliche Begabungen im zu Tode organisierten Literaturbetrieb erstickten, wie schon die kleinste Abweichung vom Schema als Ferment des Aufruhrs angesehen wurde — und wirkte. Daß dieses Ungarnbuch vom Blickwinkel der Schriftsteller aus geschrieben wurde, macht es zu einer überaus wertvollen, weil authentischen Ergänzung der vorliegenden Literatur.

Aczel und Meray befinden sich heute im Westen, Kolakowski lebt in Polen. Das bedingt den Charakter seines Philosophierens, das während des „polnischen Oktober" 1956 auf die intellektuelle Jugend nicht ohne Einfluß blieb. Obwohl an die polnische Situation gebunden, sind die Erwägungen Kolakowskis darüber hinaus auch von großer Wichtigkeit für die in Stagnation hineingeratene intellektuelle Linke überhaupt. Nach den grauenhaften Erfahrungen mit dem Stalinismus, der die Marxsche Lehre von einer Sache des kritischen Bewußtseins zum Ressort einer „Behörde" machte, stellen sich die Grundprobleme der Geschichtsphilosophie mit neuer Radikalität. Nachdrücklich verwahrt sich Kolakowski gegen die dogmatisch verfestigte Vorstellung objektiver, vom menschlichen Handeln unabhängiger „Gesetze" des historischen Prozesses, wie sie vom behördlichen Marxismus vertreten wird. Hatte doch gerade Marx in der „naturhaften" Selbständigkeit historischer Abläufe die Tatsache kritisiert, daß es die Menschen noch nicht vermocht haben, sich zu Herren ihrer eigenen Vergesellschaftung zu machen. Kolakowskis Essays führen aus der philosophischen Analyse unmittelbar hinüber zu den Fragen der politischen Alltagspraxis. Neben genuin Marxschen sind klassisch positivistische und Sartresche Motive im Denken Kolakowskis unverkennbar; ein Denken, das im Zeitalter kommandierter Weltanschauungen nicht den individuellen Menschen und sein Glücksverlangen aus den Augen verlieren will. Was an den Aufsätzen Kolakowskis besticht, ist ihre aufgeklärt-anständige Gesinnung. Eben sie mag jenen ein Dorn im Auge gewesen sein, die unlängst im Bayerischen Rundfunk eine Sendung Kolakowskis über den heutigen polnischen Katholizismus vom Programm absetzen ließen, womit sie die Ansicht des Philosophen illustrierten, daß ein erklärter Gegner des Stalinismus noch lange nicht mit allem, was im Westen geschieht, zufrieden zu sein braucht.

A. S.

*) Langen-Müller, München 1960, Ganzleinen DM 18,80.
**) Piper, München 1960, broschiert DM 8,50.

Ein Bilderbuch

Ein Zeichen leuchtet uns entgegen auf den meisten Seiten dieses Buches, dieses Bilderbuches, dieses schrecklichsten Bilderbuches, das wohl jemals gedruckt wurde: „Adolf Hitler, Aufstieg und Untergang des Dritten Reiches." Hitler trägt dieses Abzeichen schon auf seinen ersten Kundgebungen; Hindenburg ist voll behängt damit am „Tag von Potsdam"; es blinkt auf dem offiziellen Photo der Unterzeichnung des Reichskonkordats und dann tausendfach von den Jacken derer, die Millionen deutscher Widerstandskämpfer, Frauen, Männer und Kinder aller Nationen erschossen, erschlagen, vergast, zu Tode gequält haben; es hängt dem letzten General „zum Hals raus", den Hitler aus dem Bunker schickt mit dem Befehl, bis zum letzten Mann weiter zu kämpfen.

Das Furchtbarste an dem Museum des Grauens, das Robert Neumann zusammen mit Helga Koppel aus 500 Photographien zusammengestellt hat, ist seine Aktualität, seine immer größer werdende Aktualität, nicht nur im anderen Deutschland; furchtbarer als all die Dokumente der Gewalt und Dummheit, des Unrechts und Terrors ist die Aktualität dieses Bilderbuchs heute in unserem Land.

Das Zeichen taucht wieder auf, das auf Neumanns Bildern die Peiniger, die Mörder tragen. Es ist hier nicht die Rede vom Hakenkreuz, sondern von dem Zeichen, das als „Eisernes Kreuz", als „Ritterkreuz" die Männer des 20. Juli noch selbst getragen hatten, wie Tausende ihrer Landsleute vorher, das aber dann die trugen, von denen sie an Fleischerhaken bestialisch erwürgt wurden. Das Abzeichen, das die KZ-Häftlinge zum letzten Male sahen, bevor sie in den Gaskammern der „Hackenholt-Stiftung" starben, hängt heute am Anzug des deutschen Politikers Erich Mende. Unter diesem Zeichen wurde er der große Sieger der Bundestagswahl 1961. Dasselbe Zeichen, das in Neumanns Buch auf Adolf Hitlers Tribüne zusammen mit dem Hakenkreuz zu sehen ist (bei einer Parade zu Ehren der Legion Condor), prangt 1961 an allen Panzern und Flugzeugen der Bundeswehr. Wer hatte die Idee, dasselbe Zeichen wieder zu verwenden, wer hat es ermöglicht? Die Lektion, die Robert Neumann mit seinen „nur spärlich" kommentierten Bildern und Dokumenten geben will, ist klar. Es liegt ihm daran, „daß dieses Buch ankommt". Die Wahrscheinlichkeit dazu ist gering.

Was hat denn der Neumann im Krieg gemacht? Aha! Sind nicht ein Teil der Fotos aus ostzonalen Archiven? Aha! Das genügt. Es sollte uns nicht genügen; Robert Neumann ist einer von jenen, die „die Fackel der Wahrheit durchs Gedränge tragen". Wir sollten ihm dafür dankbar sein, auch jene, denen er „den Bart versengt" (Lichtenberg).

Malte J. Rauch

„Hitler — Aufstieg und Untergang des Dritten Reiches." Ein Dokument in Bildern von Robert Neumann unter Mitarbeit von Helga Koppel, Verlag Kurt Desch, München. DM 19,50.

Porträt eines Unentbehrlichen

Es lassen sich erfreulichere Aufgaben denken als die, ein Globke-Buch*) anzuzeigen. Auf knapp 300 Seiten hat hier Reinhard-M. Strecker, der bereits wegen seiner Ausstellung „Ungesühnte Nazijustiz" unerfreuliche Bekanntschaft mit den Justizorganen der Bundesrepublik machte, alles zusammengetragen, was Aufschluß über den Anteil Dr. Globkes an der faschistischen Rassenpolitik geben könnte. Das reichhaltige Material — zum großen Teil faksimiliert wiedergegeben — läßt nicht den Schluß zu, daß Globke sich der unmittelbaren Beihilfe zum Judenmord schuldig gemacht hätte. Aber es finden sich auch keine Anhaltspunkte für wirklichen Widerstand. Allem Anschein nach war Globke nicht Mitglied der NSDAP. Seine Freunde in der Presse haben immer wieder darauf verwiesen, daß der verstorbene Kardinal Freysing Globke ein Zeugnis seiner Zersetzungsarbeit ausgestellt habe. Aber selbst wer bereit ist zu glauben, daß Globke mit seinem Kommentar zum sogenannten „Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre" und mit anderen Verfügungen einzig und allein „Schlimmeres" verhüten wollte, wird kaum darüber glücklich sein, daß dieser Mann nun weiter Staatssekretär des Bundeskanzleramts bleibt.

Frank Berger

*) **„Dr. Hans Globke — Aktenauszüge/Dokumente", herausgegeben von Reinhard-M. Strecker, Rütten & Leoning Verlag, 288 Seiten, DM 5,90.**

Moderne Universität in Marokko

Ein Bericht aus Rabat / Von Emil Senn

Kurz nachdem Marokko unabhängig geworden war, kursierte ein Slogan im Lande, der ein Versäumnis der ehemaligen Protektoratsmacht anprangerte und zugleich die Schwierigkeiten aufzeigte, denen sich der junge Staat auf dem Gebiet des Erziehungswesens gegenübersah. Er lautete: „Zuerst Kampf dem Analphabetentum, dann erst Universitäten!" Hätte sich der König an diese Forderung gehalten, so wäre heute noch keine moderne marokkanische Universität in der Hauptstadt Rabat.

Die Vorläufer dieser Hochschule standen ganz im Zeichen der französischen Kolonialpolitik. Sie hatten lediglich das Ziel, die Kolonialbeamten und Verwaltungsfachleute aus dem Mutterland mit den Gegebenheiten des marokkanischen Lebens vertraut zu machen, Dolmetscher für die Behörden zu liefern und jene certificats, brevets und diplômes auszuhändigen, die zum Bezug von besonderen Prämien berechtigten.

Bis 1921 gab es eine „Ecole supérieure de langues arabe et berbère". An ihre Stelle trat dann das „Institut des Hautes Etudes Marocaines", in dem Fächer gelehrt wurden wie: arabische und Berberdialekte, arabische Sprache und Literatur, Völkerkunde, islamisches Recht, Berberrecht, Geographie und Geschichte Marokkos.

Von einer Philosophischen Fakultät im europäischen Sinne konnte natürlich noch keine Rede sein, doch war damit der Grundstein gelegt zur heutigen „Faculté des lettres". Dazu gesellten sich viel später das „Centre d'Etudes Juridiques" und das „Centre d'Etudes supérieures scientifiques". Dieses zog die Studenten gleich nach der Unabhängigkeit am meisten an, vor allem die Berber, und die bevorzugten Fächer waren: Mathematik, Physik, Chemie, Mechanik und Zoologie.

Die ersten Schritte

Im Dezember 1957 schlug die Geburtsstunde der modernen Universität Rabat: König Mohammed V. koordinierte die verschiedenen Lehrstätten und erhob sie zu Fakultäten (lettres, droit, sciences). Es folgte eine Periode der Loslösung von der Vormundschaft der französischen Universitäten und der Anpassung der Studienprogramme an marokkanische Verhältnisse. Für alle drei Fakultäten wurde die zur Erlangung einer licence nötige Studienzeit auf drei Jahre festgesetzt und ein „Diplôme d'études supérieures" geschaffen, das ein sehr hohes Niveau verlangt und etwa dem magister in den angelsächsischen Ländern und in den meisten arabischen Ländern des Nahen Ostens entspricht. Die Kandidaten müssen so hervorragende Kenntnisse besitzen, weil sie als Assistenten an den Fakultäten in Frage kommen.

Wer das diplôme erworben hat, kann auch noch den docteur machen (er muß, wie in Frankreich, eine thèse verteidigen); ihm steht dann die Laufbahn eines Universitätsprofessors offen.

Was die Universität Rabat heute darstellt, welche Fortschritte sie in der letzten Zeit zu verzeichnen hat, geht aus dem Rechenschaftsbericht Abdelkrim Ben Jellouns, des Vorgängers des jetzigen Erziehungsministers, hervor. So ist, wie er am Ende des vergangenen Jahres gesagt hat, die Zahl der Studenten in zwölf Monaten von 2730 auf 3701, das heißt um 35 Prozent gestiegen. Doch wird der Andrang zur Universität in den nächsten drei Jahren noch größer werden und die Behörden vor neue materielle Schwierigkeiten stellen. Es liegen Pläne vor für den Bau von Hörsälen, Laborräumen und Studentenheimen, mit denen man den Anforderungen im wesentlichen gewachsen zu sein hofft.

Die Universität heute

In den einzelnen Fakultäten ergab sich folgendes Bild:

Lettres: Im Sommer 1960 haben Marokkaner von der Arabischen Abteilung zum erstenmal eine licence erworben. Da der Lehrkörper quantitativ und qualitativ verbessert werden konnte, sind auch die Ergebnisse bei den Examina besser geworden: 54 Prozent der Studenten erwarben eine arabische licence, 35 Prozent eine französische.

Droit: Auch hier sind im Vorjahr die ersten licenciés der Arabischen Abteilung verzeichnet worden. Der Anteil der Marokkaner an der Gesamtzahl der Jurastudenten ist von 50 Prozent im Vorjahr auf 78 Prozent gestiegen. Die Juristische Fakultät hat zwei neue Arbeitskreise geschaffen: „Betriebswirtschaft" (mit ca. 100 Hörern) und „Wirtschaftliche und soziale Entwicklung" (mit 200 Hörern). Bei den letztjährigen Prüfungen haben die Studenten dieser Fakultät am besten von allen abgeschnitten.

Sciences: Bei der Gründung der Naturwissenschaftlichen Fakultät betrug der Anteil der marokkanischen Studenten ganze sieben Prozent. Die Fortschritte, die hier gemacht worden sind, drücken sich darin aus, daß heute viermal soviel Einheimische naturwissenschaftliche Fächer studieren. Die Fakultät vergibt 25 verschiedene certificats; dazu sollen noch kommen: eines für angewandte Chemie und eines für Elektronik.

Gute Studienbedingungen

Die Cité universitaire von Rabat, ein mächtiger, klar gegliederter weißer Block inmitten eines großen Parks, hat Raum für 250 Studenten (keine Studentinnen), die aus allen Teilen des Landes, nur nicht aus Rabat kommen dürfen, denn die Hauptstädter können ja bei ihren Eltern wohnen.

Die Studenten sind in Ein- und Zweibettzimmern untergebracht und zahlen 7000 frs (oder 70 Dirhams) pro Monat, wenn sie allein, 5000 frs, wenn sie zusammen mit einem Kommilitonen hausen. Ein Essen kostet 115 frs, das Frühstück 50 frs.

Außerdem gibt es noch einen Anbau für Studenten mit 50 Betten und einen — wie extra betont wurde — weit entfernten Anbau für Studentinnen, mit Zweibettzimmern und insgesamt 54 Betten.

Alle drei Fakultäten und die Cité liegen ziemlich eng auf einem Terrain zusammen, das sich den Boulevard des Nations-Unies entlangzieht, eine breite Straße mit Grünstreifen, auf der nicht selten ein alter Marokkaner, in weiße Tücher gehüllt, oder eine Araberin mit Schleier daherradeln, ohne daran zu denken, welch gewaltigen Anstrengungen auch auf dem Universitätsgelände gemacht werden, um Marokko zu einem modernen, lebensfähigen Land zu machen.

STUDENTENZEITUNGEN 3

Das „colloquium" schrieb uns:

„Überall, wo erzogen wird, in der Schule, in der Hochschule, im Kulturbetrieb, in der Presse, der Selbstverwaltung aller Art, geht es jetzt darum, endlich den mündigen Staatsbürger hervorzubringen. Statt dessen wird von alten Studienräten, die noch die Herrlichkeit des Kaiserreiches erleben durften, von Klerikalen im Stile der Abendländischen Aktion, von allmächtigen Bürokraten, von falschen Freiheitsaposteln, die uns wegen der Bedrohung aus dem Osten unter einer gemeinsamen Idee „zusammenschweißen" wollen, alles getan, um die Autoritätsgläubigkeit am Leben zu erhalten oder neu zu schaffen. Da Korporationen sich als Stützen der demokratischen Gesellschaft deklariert haben, stehe ihre politische Haltung in Vergangenheit und Gegenwart nicht mehr zur Debatte. Und so weiter, und so fort.

All diese Propaganda, die das Jahr 1945 und seine historische Notwendigkeit aus der Welt schaffen, die uns falsche Autoritäten und falsche Solidarität, endlich also ein falsches Bewußtsein beibringen möchte, machen wir nicht mit. Mehr noch, wir erlauben uns, unsere Meinung dazu ohne Umschweife zu sagen. Nicht um der Kritik willen kritisieren wir, sondern um der Sache, und weil wir nicht resigniert haben. Diese Tatsache allein sollte hinreichen, um uns vor der Verdächtigung der Destruktion zu schützen. Wir bereuen es nicht, wenn wir uns an „heißen Eisen" auch einmal die Hände verbrennen, aber wir müßten uns Vorwürfe machen, sollten wir es gelegentlich an der Klarheit der Stellungnahme haben fehlen lassen. Dabei sind wir, getreu dem Namen dieses Blattes, zum Gespräch immer bereit. Aber es muß stattfinden."

H.K.

AKTUELL?

Sprache ist Spiegel des Gedachten, Reflektor, der unbestechlich prüft. Wer schreibt, möge sich hüten. Wortgebilde verraten allemal die Gesinnung.

Sie entblößen auch die Beweggründe jener Journalisten, die allwöchentlich das deutsche Magazin „aktuell" mit ihrem Gelärm erfüllen. Hier wird gewütet, gedrechselt und montiert; und die Resultate bestürzen.

Man beschwört die großen Tage, rekonstruiert den Mythos des Volks, der Nation, die vor „geistiger Entartung" und „Selbstzerstörung" bewahrt werden muß. Da klingeln die alten Begriffe des „Volksgutes", der „Volkspoesie" und nur die „Ostlandfahrt" wird verboten. Sonst ist alles wie gehabt.

Sprache verrät die Lauteren und die Unbelehrbaren. Man rede sich nicht nur heraus. Es ist noch nicht lange her, daß die Druckereien des „Stürmer" und des „Völkischen Beobachter" geschlossen wurden. Die Herren um „aktuell" sind sicher keine Nazis, aber es wäre nicht das erste Mal, daß die Reaktion sich auf totalitäre Ideologien stützt. Man blicke nur nach Spanien.

sirius

MEHR ALS
400
GESCHÄFTSSTELLEN

Wo immer Sie Ihren Wohnsitz haben, durch jede, auch die kleinste Niederlassung unserer Bank stehen Ihnen die Dienste unserer weitverzweigten Organisation in vollem Umfang zur Verfügung. Jede Geschäftsstelle der DEUTSCHEN BANK bietet Ihnen für Ihre privaten und Ihre geschäftlichen Geldangelegenheiten einen umfassenden Kundendienst. Die DEUTSCHE BANK erleichtert Ihnen den Umgang mit Geld. Bitte, machen auch Sie von unseren Diensten Gebrauch.

DEUTSCHE BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
DÜSSELDORF · FRANKFURT (MAIN) · HAMBURG

Wir sind vertreten in Berlin durch BERLINER DISCONTO BANK AKTIENGESELLSCHAFT
im Saarland durch SAARLÄNDISCHE KREDITBANK AKTIENGESELLSCHAFT
in Kiel durch BANKHAUS WILH. AHLMANN

echt amerikanischer Blatt-Tabak DM 1.50

22
Wenn Sie KANSAS weiter empfehlen wollen, erhalten Sie gegen Einsendung dieses Coupons kostenlos 10 farbige KANSAS-Bildpostkarten.
Brinkmann GmbH · Bremen · Postfach 98

BESTELLSCHEIN

Ich bestelle hiermit ein Vollabonnement (DM 6,– jährl.) / ermäßigtes Abonnement für Studenten und Schüler (DM 3,– jährl.) der Zeitschrift DISKUS für 1 Jahr.

Wenn nach Ablauf dieses Zeitraums nicht gekündigt wird, verlängert sich das Abonnement automatisch und ist monatl. kündbar.

Den ersten Jahresbetrag überweise ich unaufgefordert auf das Konto der Commerzbank Frankfurt am Main Nr. 42197

Name .....

Anschrift .....

Hochschule (falls Student) .....

(Unterschrift)

UNSERE ADRESSE: FRANKFURT/MAIN, MERTONSTR. 26–28

UNSER FERTIGUNGSPROGRAMM UMFASST:

Fernsprech-Anlagen
Elektrische Uhren und Uhrenanlagen
Arbeitszeit-Registrierapparate
Feuermelde-Anlagen
Wächterkontroll-Anlagen
Polizei-Notruf-Anlagen
Sicherungs- und Alarm-Anlagen
Lichtsignal-Anlagen
Fernwirk-Anlagen
Waren-Verkaufsautomaten
Postalia-Frankiermaschinen

16 Verwaltungsbezirke mit Technischen Büros und Revisionsstellen in der Bundesrepublik und Niederlassungen in allen Ländern der Erde betreuen die ständig steigende Zahl unserer Kunden.

TELEFONBAU UND NORMALZEIT · FRANKFURT/MAIN

PHILIPP HOLZMANN

AKTIENGESELLSCHAFT · FRANKFURT AM MAIN

TIEFBAU · INDUSTRIEBAU · BRÜCKENBAU · TUNNELBAU
HOCHBAU · STRASSENBAU · EISENBAHNBAU
SPANNBETONBAU · WASSERBAU

Von den mitteldeutschen Hochschulen

Seit dem 8. Mai 1945 wurden in der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands 1077 Hochschulangehörige aus politischen Gründen verhaftet und verurteilt, und zwar:
24 Professoren, 37 Dozenten, 34 Assistenten, 5 Studentenpfarrer, 901 Studenten und 76 Studienbewerber.
Davon befinden sich noch 174 Kommilitonen in den Zuchthäusern der Zone, 13 sind in die UdSSR verschleppt worden, bei weiteren 70 ist der Verbleib nicht bekannt.
Bei 257 inhaftierten Hochschulangehörigen ist inzwischen die Haftzeit abgelaufen, ohne daß eine Entlassung bekannt geworden ist. Während der Haftzeit sind 42 Professoren und Studenten hingerichtet worden.
Bei dieser Unrechtsbilanz sind alle die Fälle, die wegen angeblicher Vergehen in der nationalsozialistischen Zeit oder wegen sogenannter Wirtschaftsverbrechen anhängig gemacht wurden, nicht berücksichtigt. Auch konnten im Verborgenen durchgeführte Gewaltakte und Rechtsbrüche nicht erfaßt werden. Ferner wurden „Urteile" nur dann angeführt, wenn das Strafmaß mehr als drei Monate Zuchthaus betrug.

●

Alle Studenten der Hochschule für Maschinenbau in Karl-Marx-Stadt (Chemnitz) sind nach einem Bericht der Chemnitzer SED-Zeitung Volksstimme zum Dienst in der Volksarmee verpflichtet worden. Ein entsprechender Beschluß sei vom akademischen Senat der Hochschule „im Namen des Humanismus" gefaßt worden. Alle Studenten im Alter von 18 bis 23 Jahren werden zum Armeedienst „delegiert", und alle Angehörigen der Hochschule im Alter von 24 bis 27 Jahren haben Reservisten-Lehrgänge zu absolvieren. Selbst Dozenten und Professoren, die körperlich und gesundheitlich dazu in der Lage sind, wurden verpflichtet, sogenannten Sicherungstruppen der vormilitärischen „Gesellschaft für Sport und Technik" beizutreten. ss

●

Studenten der Ostberliner Humboldt-Universität, die sich in den letzten Wochen schriftlich zum Eintritt in die Volksarmee bereit erklärten, werden nicht sofort einberufen. Den Studenten ist vielmehr mitgeteilt worden, daß sie „jederzeit den Ehrendienst aufnehmen haben, wenn die Republik es verlangt". Inzwischen werden diese Studenten in „Hundertschaften junger Patrioten" ausgebildet, die von der vormilitärischen „Gesellschaft für Sport und Technik" aufgestellt werden. Seit dem 9. September sind alle Studenten der höheren Studienjahre der landwirtschaftlichen, veterinär-medizinischen, wirtschaftswissenschaftlichen, philosophischen und juristischen Fakultät der Ostberliner Humboldt-Universität in der Erntehilfe eingesetzt. Für die übrigen Studenten beginnt der Ernteeinsatz am 1. Oktober. Mit den Vorlesungen des Studienjahres 1961/62 wird erst am 23. Oktober begonnen. Die ausgefallene Vorlesungszeit, fast acht Wochen, soll durch Kürzung der Semesterferien ausgeglichen werden. ss

Hagemann: Bin in das Deutschland der Wahrheit gegangen

Mit heftigen Beschimpfungen wandte sich der ehemalige Leiter des Zeitungswissenschaftlichen Instituts an der Universität Münster, Professor Hagemann, in Leipzig gegen die Bundesrepublik. „Ich bin aus dem Deutschland der Lüge in das Deutschland der Wahrheit gegangen", erklärte Hagemann nach einer Meldung des SED-Organs „Neues Deutschland" auf einer Konferenz der kommunistisch gelenkten „Nationalen Front". Die Abriegelungsmaßnahmen Pankows an der Berliner Sektorengrenze und an der Zonengrenze bezeichnete er als „gewaltlosen Schlag". rf

Aus dem SDS-Beschlußprotokoll Ostkontakte

I.
„Der SDS hält es für notwendig, daß sich alle Sozialisten konkrete Kenntnisse über die gesellschaftliche, wirtschaftliche und geistige Situation in der DDR aneignen und sich kritisch mit den dort geschaffenen Verhältnissen auseinandersetzen.
II.
Daher fordert der SDS seine Mitglieder auf, folgende drei Möglichkeiten der Kontaktaufnahme wahrzunehmen:
a) Privatkontakte, wie sie schon bestehen, sollen weiter gepflegt werden;
b) Einzelstudienreisen stehen im freien Ermessen jedes SDS-Mitgliedes;
c) Reisen von Studiengruppen sind möglich und anzustreben.
Hierbei sollen (Punkt b und c) besonders die Kontaktmöglichkeiten, die sich über Institutionen der Hochschulen und der Studentenschaft bieten, genutzt werden.
III.
Zur Wahrung der politischen und organisatorischen Einheit verpflichtet die DK die Mitglieder des SDS bei Studienreisen in die DDR (II, b und c):
a) den Gruppenvorsitzenden und den Bundesvorsitzenden zu informieren;
b) darauf zu bestehen, daß in der DDR jede publizistische Auswertung solcher Zusammenkünfte unterbleibt;
c) namens des SDS keine für die Öffentlichkeit bestimmten Erklärungen abzugeben, sowie keinerlei politische Vereinbarungen oder Absprachen zu treffen.
IV.
Bei Besuchen aus der DDR gelten diese Richtlinien sinngemäß."

●

Verbrechermoral

Gegen die Verurteilung des Ostreferenten des Liberalen Deutschen Studentenbundes (LDS), Dieter Koniecki, durch ein tschechisches Gericht wegen angeblicher Spionage hat der Vorstand des Verbandes Deutscher Studentenschaften (VDS) in einem Schreiben protestiert, das allen studentischen Nationalverbänden der International Student Conference (ISC) zuging. Der VDS weist darauf hin, daß Dieter Koniecki, der seit Jahren jede Möglichkeit wahrnahm, für eine objektive Darstellung der Tatsachen zu wirken, besonders in bezug auf Ostdeutschland, und der das vor allem auf internationalen Veranstaltungen in Ländern des Ostblocks tat, dem kommunistischen System unbequem geworden sein mußte. Gegen die Anschuldigung der Spionage macht der VDS geltend, es erscheine abwegig, daß ein Mensch, der als „Spion" doch unauffällig bleiben müsse, auf Konferenzen durch heftige politische Diskussionsbeiträge die Aufmerksamkeit auf sich lenke. Überdies sei der Zeitpunkt des Prozesses geheim gehalten, seien Beobachter nicht zugelassen und das Urteil ohne Begründung bekanntgegeben worden; alles ließe darauf schließen, daß man Koniecki ein Geständnis nicht habe erpressen können. Der VDS rief abschließend die freiheitlich gesinnten Studenten der ganzen Welt auf, gegen dieses Urteil zu protestieren und sich für die Freilassung Dieter Konieckis einzusetzen.
Inzwischen hat sich der Hochschulrat des Zentralkomitees des tschechoslowakischen Jugendverbandes CSM durch die zahlreichen Proteste deutscher Studentenschaften veranlaßt gesehen, verschiedenen Studentenvertretungen und Studentenverbänden westdeutscher Universitäten und Hochschulen eine Stellungnahme zu übersenden, in der behauptet wird, Koniecki sei im Laufe eines ordentlichen Gerichtsverfahrens vor dem tschechischen Gericht in Prag auf Grund überführender Beweise und nach umfangreichem Geständnis wegen Spionagetätigkeit gegen die CSR verurteilt worden. Eine Urteilsbegründung oder Angabe des Prozeßdatums enthält das Schreiben nicht. Dagegen wird die Hoffnung ausgesprochen, „daß dieser Fall eine ernste Warnung und Belehrung für die westdeutsche Studentenschaft" sei sowie die Erwartung, „daß sich die westdeutsche Studentenschaft klar von dieser Handlungsweise Konieckis distanzieren" werde. ss

Lateinamerikanische Tragödie

„Lateinamerikanische Tragödie" nannte das offizielle Presseorgan des Studenten-Nationalverbandes von Costa Rica, „El Universitario", die Vorfälle auf einem Internationalen Studentischen Arbeitslager in Concepción. Im Rahmen dieses Arbeitslagers war ein Sozialhilfezentrum gebildet worden, das beim Wiederaufbau Südchiles helfen sollte. Wieder seien es Kommunisten gewesen, die nicht nur das Programm der Seminare gestört, sondern vor allem den Erfolg der Aufbauarbeit durch Disziplinlosigkeit und „Faulenzerei" gefährdet hätten. Die Delegationen mit kommunistenfreundlichen oder kommunistischen Studenten (vor allem aus Kuba, El Salvador, Puerto Rico, Uruguay, Argentinien und Nicaragua) hätten die sachliche Aufbauarbeit durch politische Polemik ersetzt. Vor allem hätten die Kommunisten teilweise mit Erfolg versucht, das Programm des Arbeitslagers zu stören, indem sie Themen anschnitten, die gar nicht auf der Tagesordnung standen. So hätten einzelne Delegierte aus Argentinien, Uruguay, Puerto Rico, Brasilien, El Salvador und Nicaragua eine Resolution unterzeichnet, in der die „glorreiche kubanische Revolution" gefeiert und ihre Verteidigung als die „Verteidigung der wahren lateinamerikanischen Interessen" gefordert wurde. Freilich sei unklar geblieben, ob diese Delegierten diese Resolution im Namen ihrer Nationalverbände abgegeben hätten. Nur dem unermüdlichen Arbeitswillen der Teilnehmer aus Bolivien, Kanada, Costa Rica, Panama und den USA und dem maßvollen und festen Auftreten der Sonderdelegationen aus Ceylon, Äthiopien, Dänemark und der Bundesrepublik Deutschland sei es zu verdanken gewesen, daß das Arbeitslager trotz der kommunistischen Störversuche doch noch zu einem sachlichen Erfolg wurde. ss

Humboldt lebt

Eine Universität nach deutschem Vorbild und unter Betonung der deutschen Sprache mit einer technischen, medizinischen und landwirtschaftlichen Fakultät soll von deutscher Seite im Iran gegründet werden. Nach dem Vorexamen sollen die Studenten an iranischen oder deutschen Hochschulen ihr Studium beenden. Der Plan ist vom wissenschaftlichen Beauftragten des Schahs, dem iranischen Botschafter in Paris, befürwortet worden. Die Verhandlungen sollen in nächster Zeit beginnen.

Hallermann geh' Du voran

DEUTSCHES STUDENTENWERK AUF KRUMMEN WEGE N · NITZSCHKES KLEINKRIEG GEGEN DIE STUDENTE NSCHAFT · WIE MAN SICH EINEN MINISTER WILLFÄH RIG MACHT · DIE BAR IM TEAKHOLZSCHREIBTISCH

Erlangen, 1921: Gründung der „Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft e. V.". Ein Jubiläum ist bisweilen eine peinliche Sache. Peinlich, wenn einem die Verpflichtungen der Vergangenheit ins Gesicht schlagen.

Bonn. 1961: Beim 40. Stiftungsfest werden die Repräsentanten des Deutschen Studentenwerkes (DSW) Rechenschaft ablegen müssen, was von der Idee der genossenschaftlichen Selbsthilfe übrig geblieben ist. Assessor Heinz Nitschke, seines Zeichens Hauptgeschäftsführer beim DSW, weiß die Richtung anzugeben:

NITZSCHKE: Ich habe mit einigen Gründern der „Wirtschaftshilfe", wie sie damals hieß, gesprochen. Interessant war für mich, daß es damals so etwas gegeben haben muß wie eine Studentenwerksbewegung. Es war durchaus mehr, als nur dem Studenten zu einem besseren Mensaessen zu verhelfen; es wurden Feldküchen aufgestellt, die Studentinnen übernahmen das Kochen, die Professorenfrauen haben mitgeholfen. Ich weiß nicht, ob unsere heutigen Studenten noch dasselbe Verhältnis zu unserer Arbeit haben. Ich bin etwas in Zweifel geraten. Der Student benutzt das Studentenwerk wohl im wesentlichen. Man hat nicht das Gefühl dabei, daß die Studenten im Studentenwerk ihre eigene Sache sehen.
DISKUS: Sie meinen also, daß der Student dem Studentenwerk so gegenübersteht, wie einer Behörde etwa?
NITZSCHKE: Das würde ich nicht sagen, aber jedenfalls das, daß der Student im Studentenwerk eine Einrichtung sieht, die ihm hilft, die für ihn da ist, die aber nicht seine eigene Einrichtung ist . . .
DISKUS: . . . Die nicht seiner tätigen Mithilfe bedarf?
NITZSCHKE: Vielleicht kann man das auch so sagen.
DISKUS: Wie erklären Sie sich die Tatsache, daß sich die Studenten – so im Beispiel Frankfurt – dezidiert dagegen ausgesprochen haben, daß ihr Studentenwerk in eine Anstalt öffentlichen Rechts umgewandelt wird?
NITZSCHKE: Ich kann Ihnen über die Motive der Studenten nichts sagen. Auf der anderen Seite weiß ich, daß die Studenten anderer Hochschulen mit dem Studentenwerk als Anstalt durchaus zufrieden sind, z. B. in ganz Bayern. Ich meine, das ist eine reine Frage der Praktikabilität.
DISKUS: Tatsächlich ist doch eine Anstalt eine Einrichtung der öffentlichen Verwaltung. Der Student hat nur Benutzerrechte,
NITZSCHKE: . . . richtig!
DISKUS: insofern auch keine Beiträge, sondern Gebühren,
NITZSCHKE: . . . ja,
DISKUS: bis jetzt ist nur noch kein Student auf die Idee gekommen, den Beitrag zu verweigern. Er könnte ja einfach sagen, „Ich zahle die Sozialgebühren nicht,"
NITZSCHKE: . . . dann wird er eben nicht immatrikuliert!

Deutlicher konnte der sonst so redekundige Geschäftsführer nicht durchblicken lassen, was die DSW-Funktionäre an bösen Überraschungen planen. Bereits im Juli dieses Jahres er-

reichte die Geschäftsführer der örtlichen Studentenwerke ein vertrauliches Sendschreiben. Inhalt: Ein Gesetzentwurf „über die Umwandlung der Studentenwerke des Landes . . . in Anstalten öffentlichen Rechts". Dieser Entwurf räumt alle jene vertrauten Vorstellungen von genossenschaftlicher Selbsthilfe der Studenten beiseite, die Nitzschke beim Interview so schmerzlich vermißt. Nach Nitzschkes Ermächtigungsgesetz-Entwurf sollen nämlich die Studentenwerke

- als Anstalten sozialisiert werden,
- das Monopol über die gesamte Sozialarbeit der Universität erhalten,
- der Rechtsaufsicht des Kultusministers unterstellt werden,
- die Beiträge der Studenten durch die Ministerialbürokratie festsetzen lassen,
- den Geschäftsführer zum Organ und zugleich zum Vorstandsmitglied machen.

Der Verband Deutscher Studentenschaften schlug Alarm. Der Leiter der Rechtsabteilung beim Bundesstudentenring, Dr. Klausjürgen Dommack, kommt in einem Rechtsgutachten zu dem Ergebnis, daß die nach dem Entwurf vorgesehene Umwandlung eine nach dem Grundgesetz verfassungswidrige Sozialisierung (Vergesellschaftung) bedeuten würde.

Das ist nicht das erstemal, daß die Studentenschaft mit dem DSW in Fehde liegt: Im Sommer-Semester 1958 reichten die Mittel für die Förderung nach dem Honnefer Modell nicht aus. Assessor Nitzschke hatte nämlich dem MdB Heck erklärt, DM 37 Mill. seien wohl ausreichend, obwohl Peter Scheib, damals VDS-Vorsitzender, DM 48 Mill. für den Haushaltsansatz vorgeschlagen hatte. Gleichwohl heißt es im DSW-Jahresbericht 1957/58: „Für den Mittelbedarf im neuen Haushaltsjahr hatte das Deutsche Studentenwerk dem Bundesminister des Innern eine Schätzung von 44,2 Millionen DM vorgelegt".

Auf der 40. VDS-Delegiertenkonferenz, am 3. Dezember 1958, kam es zur Auseinandersetzung zwischen Scheib und Nitzschke. Einstimmig beschloß man: „Der Vorstand (des VDS) wird beauftragt, wegen der Kompetenzüberschreitung und des mangelnden Vertrauens gegenüber Herrn Nitzschke die Abberufung des Hauptgeschäftsführers des Deutschen Studentenwerks zu fordern". Dazu Nitzschke: „Dolchstoßlegende". Nitzschke blieb. Er war unentbehrlich geworden. Hatte er doch schon auf der Hochschulkonferenz in Mainz vorgeschlagen, nur einen bestimmten Prozentsatz der Studenten zu fördern. Diesen Vorschlag übernahm der Bundesminister dann im folgenden Jahr.

●

Im Paragraph 7 der DSW-Satzung heißt es: „Das Kuratorium unterstützt den Verein bei der Erfüllung seiner Aufgaben, insbesondere der Vertretung nach außen. Es berät und unterrichtet Regierung und Öffentlichkeit in allen Fragen des Förderungswesens." Diese eindeutige Verweisung des Kuratoriums auf letztlich repräsentative Funktionen konnte Studentensachwalter Nitzschke nicht davon abhalten, eben diesem Gremium die Ablehnung eines allgemeinen Ausbildungsbeihilfegesetzes, das dem ganzen Förderungswesen endlich eine gesetzliche Grundlage gegeben hätte, anzudienen. Der Vorstand des DSW, einzig zuständig für derartige Grundsatzentscheidungen, hatte über diese verwickelte Problematik überhaupt noch nicht gesprochen. „Herr Nitzschke will offenbar die notwendige Entscheidung der akademischen Organe umgehen und das Kuratorium gleich beschließen lassen – ein unmögliches Verfahren!" empörte sich der ehemalige VDS-Vorsitzende Klaus Meschkat in einem sieben Seiten umfassenden Brief beim Vorsitzenden des Deutschen Studentenwerks, Professor Wilhelm Hallermann.

Dieser Entwurf eines „Gesetzes über die Gewährung von Ausbildungsbeihilfen", wie ihn die Bundesarbeitsgemeinschaft Jugendaufbauwerk vorgelegt hatte, war den Studentenwerklern schon deshalb ein Dorn im Auge, weil nach § 13 Abs. 1 des Skriptums das Jugendamt für die Förderung von Fachschulstudenten zuständig sein sollte. Just das gleiche Verfahren sahen auch die „Richtlinien für den Bundesjugendplan – Abschnitt XXII – Beihilfen zur Eingliederung jugendlicher Zuwanderer" vor.

Die neuen Durchführungsverordnungen des Innenministers vom 16. März 1960 überantworteten dann die gesamte Studentenförderung an den sogenannten nicht-wissenschaftlichen Hochschulen den örtlichen Studentenwerken. Aber der Machthunger der Apparatschiks beim DSW war noch nicht gestillt:

DISKUS: Für die Eignungsfeststellung ist in der Regel der Förderungsausschuß zuständig. Da stand also in den ersten Durchführungsverordnungen, die Beihilfe wird bewilligt „auf Grund eines Vorschlages des Förderungsausschusses". Einen Monat später, am 12. April 1960, erschienen neue Durchführungsbestimmungen, in denen heißt es „im Benehmen mit dem Förderungsausschuß" der Hochschule.
NITZSCHKE: Ja, das ist ein ganz kompliziertes Gebiet. Das hat ja nun eigentlich mit unserem Kuratorium wiederum nichts zu tun.
DISKUS: Wir meinen doch! Zumindest von zwei Kuratoriumsmitgliedern ist doch ein ziemlicher Druck ausgeübt worden, die erste Fassung der Richtlinien zu ändern.
NITZSCHKE: Ja, ich weiß nicht, wen Sie meinen, aber . . .
DISKUS: Also, um es genau zu sagen, Herr Dr. Ing. Kost und Herr Professor Meinzolt hatten doch im Ministerium des Innern erklärt: „Wir führen den Erlaß nicht durch; es sei denn, er wird geändert".
NITZSCHKE: Ja das hat folgende Vorgeschichte – also das kann ich heute nicht mehr bestätigen; ich weiß nicht, ob die beiden das erklärt haben – aber der Linie nach wars wohl richtig.
DISKUS: Der Minister hatte also die Wahl, auf die Förderung der Flüchtlingsstudenten zu verzichten – oder sich einen neuen Träger zu suchen?
NITZSCHKE: Ja!
DISKUS: . . . sich mit Ihnen zu einigen oder sich eine neue Stelle zu suchen?
NITZSCHKE: Richtig! Das ist eine Frage der Vereinsautonomie, ob man sich nun als Studentenwerk – wenn Sie so wollen – als nachgeordnete Behörde einer Zentralinstanz vorkommt oder als ein eigenverantwortlicher Träger. Da sind wir in gewissem Grade empfindlich, denn wir haben ja selbst Organe, einen Vorstand, ein Kuratorium. Wir wollen unsere Autonomie nicht einengen lassen, daß am Schluß nichts mehr bleibt.
DISKUS: Nun ist uns allerdings nicht klar, wieso die Autonomie der Studentenwerke dadurch gefährdet war, daß nach diesen Durchführungsverordnungen das Studentenwerk „im Einvernehmen" arbeitet und nicht, wie es vorher hieß, „auf Vorschlag" des Förderungsausschusses.
NITZSCHKE: Im Augenblick habe ich die Unterlagen nicht da, um den Vorgang ganz glasklar wiederzugeben. Umstritten war die Prinzipienfrage. Die Einzelfragen sind überhaupt nicht wesentlich. Wesentlich ist die Tatsache, daß ein Richtlinienentwurf „A" verabredet war, aber ein Ergänzungserlaß „B" erlassen wurde, der nicht abgeredet war. Das haben unsere Organe damals als außerordentlich unangenehm empfunden. Die Einzelfragen sind wirklich von völlig untergeordneter Bedeutung.

Anderer Meinung war allerdings der Studenten-Verband Deutscher Ingenieurschulen. Er erklärte auf seiner 14. Mitgliederversammlung: „Der SVI wendet sich mit aller Entschiedenheit gegen die vom Deutschen Studentenwerk beim Bundesministerium des Innern gegen die Interessen der Ingenieurstudenten durchgesetzten Verfahrensrichtlinien. Der SVI betont mit allem Nachdruck, daß die volle Verantwortlichkeit für die Förderung nur bei den örtlichen Förderungsausschüssen der Ingenieurschulen liegen kann, da allein diese in der Lage sind, die Förderungswürdigkeit der Studenten nach wirtschaftlicher Lage und Leistung zu überprüfen." Großzügig flaxte Nitzschke: „Die haben inzwischen gemerkt, daß sie gar nicht gewußt haben, wogegen sie protestiert hatten. Die haben gegen etwas protestiert, gegen das sie gar nicht protestieren wollten."

●

Am 26. Oktober 1960 startete Hauptgeschäftsführer Nitzschke einen neuen Affront gegen den Bundesminister des Innern, in dessen Ressort die Zuständigkeit für die Förderung von Studenten fällt. Nitzschke schrieb: „Eine Berechtigung des Bundesministers des Innern, über die Verwendung der Eigenmittel des Deutschen Studentenwerkes zu befinden, vermag das Deutsche Studentenwerk nicht zu erkennen und anzuerkennen." Regierungsamtmann Rückes vom Bundesrechnungshof hatte nämlich unter Berufung auf § 64 der Reichshaushaltsordnung Einsicht in die Bücher des DSW verlangt, um auch Höhe und Verwendung der Eigeneinnahmen zu erforschen. Prüfling Nitzschke jedoch zeigte sich von seiner sprödesten Seite und retirierte in Ausflüchte. Rechtsgrundlage für die Prüfung sei gar nicht der § 64 a RHO, sondern „lediglich ein Auftragsverhältnis, eine Beleihung des Deutschen Studentenwerks" und, so schloß er messerscharf: „auch daraus folgt, daß sich das Prüfungsrecht des Bundesministers des Innern nicht auf die Verwendung der Eigenmittel des Deutschen Studentenwerkes erstrecken kann", eine Rechtstheorie freilich, die den Minister in Staunen versetzen mußte. Theo Tupetz, der Leiter des Sozialamtes beim Bundesstudentenring, notierte: „Das bedeutet, daß der mutwillige Streit des DSW mit dem Bundesminister des Innern unter Umständen schwerwiegende Nachteile für die zu fördernden Studenten nach sich ziehen kann."

Der Grund für des Hauptgeschäftsführers Renitenz war so schwer nicht zu finden. Er selbst hatte im DSW-Jahresbericht 1957/58 auf Seite 31–32 zwei aufschlußreiche Sätze zu Papier gebracht: „Die Einrichtung des neuen Büros war mit manchen Mühen und erheblichen Kosten verbunden. Die entsprechenden Mittel wurden durch verschiedene Spenden der Hausbank des Deutschen Studentenwerkes aufgebracht." Wer läßt sich schon gern „graue" Habenzinsen aus Bundesmitteln nachsagen, zumal, wenn der Schreibtisch par tout aus Teak massiv mit eingebauter Bar sein muß, die Sekretärinnen charmant mit Silberesche bedacht wurden und von TOA 4 aufwärts DM 2500 gerade ausreichten, um die Büros einzurichten. Einem Ministerialrat stehen dafür höchstens DM 2000 zur Verfügung.

Am 9. Juli 1960 verabschiedete die 43. Westdeutsche Rektorenkonferenz in Saarbrücken eine Resolution, die sich angesichts der strammen DSW-Marschrichtung wie eine Beschwörung und Mahnung zugleich liest: „Die Plenarversammlung . . . nimmt mit Besorgnis von Tendenzen Kenntnis, die örtlichen Studentenwerke der Hochschulen zu regionalen Sozialbehörden

auszubauen, indem ihnen Aufgaben außeruniversitären Charakters überbürdet werden; empfiehlt einstimmig, auf eine ausreichende organisatiorische Verbindung der Hochschulen mit den örtlichen Studentenwerken zu dringen."

Inzwischen hatten indessen die DSW-Obersten schon wieder einige Alleingänge unternommen:

- Prof. Hallermann hatte in Gesprächen mit der SPD- und der CDU-Fraktion betont, die Sätze nach dem Honnefer Modell sollten nur durch Darlehen erhöht werden.
- Die Geschäftsstelle des DSW schlug die Einrichtung eines revolvierenden Darlehensfond vor, um Studenten des Mittelstandes zu fördern, vor allem aber, um die eigene Daseinsberechtigung über alle möglichen Folgen aus dem Karlsruher Fernseh-Urteil zu behaupten.
- Vor der Lesung des Bundeshaushaltsplanes 1961 antichambrierten DSW-Emissäre erneut bei den Fraktionen, um jegliche Erhöhung der Stipendiensätze zugunsten des DSW-Darlehenfonds zu torpedieren.

Die Autorität und das allgemeine Wohlwollen hatten sie stets auf ihrer Seite, der Professor Hallermann und sein Adlatus Nitzschke, wenn sie in den Amtsstuben und bei der WRK mit des Biedermannes Miene das Wort ergriffen. Ungehört war geblieben, was die Bonner kulturpolitischen Informationen „Akademischer Dienst" im September zu vermelden wußten: „Der Propageur (Hallermann) einer verstärkten musischen Bildung an den Universitäten und Warner vor Studentenzusammenballungen wie in Frankreich und ihrer „mangelhaften Struktur" ist jüngst freilich in weit weniger erzieherischer Funktion hervorgetreten: nämlich als Mitwisser um die Identität des Dr. Sawade mit dem Euthanasie-Professor Heyde. Der sonst so unternehmende, aber nach „Quick" behördengläubige Kieler Gerichtsmediziner hatte sich auch nicht selbst ein „Hallermann, geh' Du voran!" zugerufen und Anzeige erstattet. Von einem Rücktritt Hallermanns vom Vorsitz des Deutschen Studentenwerkes ist bis jetzt nichts bekannt geworden."

KHZ

Die Bilder zeigen Prof. Dr. Hallermann (links und Assessor Nitzschke (oben)

Die Brandstifter und Herr Biedermann

SDS retour zu den Vätern

Vor dem Forum zahlreicher Gäste aus dem In- und Ausland hielt der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) Anfang Oktober seine 16. Delegiertenkonferenz in Frankfurt ab. Man feierte das fünfzehnjährige Bestehen der Bewegung, die der bisherige Bundesvorsitzende Michael Schumann aus Frankfurt in einer Standortbestimmung der „nouvelle gauche" oder „new left" Europas als deutsches Pendant entgegenstellte. Der SDS, so erklärte er weiter, könne sich heute mit Recht als unabhängiger sozialistischer Studentenverband bezeichnen, der für einen eigenen Weg zum Sozialismus eintrete.

Wie es nun um den eigenen Weg bestellt ist, den ein Konferenzteilnehmer aus den linken Kreisen des Verbandes ironisch als „den Holzweg der Sozialdemokratie" apostrophierte, wurde sehr bald in der Diskussion deutlich. Man zieht sich, unter Vorantritt der Frankfurter Verbandsideologen auf die Basis der Gewerkschaften zurück und verhält sich gegenüber der SPD abwartend und „mahnend zum Sozialismus". Diese Politik der Mainstädtler Adornoschüler stieß natürlich seit langem auf den erbitterten Widerstand der Ultralinken, die man aber kurzerhand durch Ausschluß eliminierte, so die Marburger Gruppe unter Arndt Böttcher und die Gruppe aus Münster. Bei diesen Ausschlüssen mögen allerdings auch die zu engen Verbindungen der Sündenböcke zur DFU maßgebend gewesen sein, von der sich der SDS auf der Frankfurter Konferenz distanzierte, „weil sie kein sozialistisches Programm habe." Diese Position des Abwartens unter den Fittichen der IG Metall, die ihre Schützlinge wohl gegen jeden Angriff der immer verstörter reagierenden SPD abschirmen wird, gibt den Protagonisten auf der SDS-Volksbühne allerdings Zeit, den Verband ideologisch zu festigen. Verwandt den professoralen Marxisten Westdeutschlands, die sich während der Konferenz zu einem SDS-Fördererkreis unter Vorsitz des Marburger Politologen Professor Wolfgang Abendroth zusammenschlossen, und den marxistischen Zirkeln der IG Metall, versucht man sich heute innerhalb des SDS auf eine Linie zu einigen, die am ehesten mit den sozialrevolutionären Tendenzen des „Doktorclubs der Junghegelianer" verglichen werden kann.

Neben dieser ideologischen Klarstellung wurde den Zuhörern und Teilnehmern der Delegiertenkonferenz ein neues Memorandum des SDS zur Hochschulreform präsentiert, auf das der DISKUS in einer seiner folgenden Ausgaben ausführlicher eingehen wird.

Die schon erwartete Resolution zu den Vorgängen des 13. August brachte trotz scharfer Auseinandersetzungen um die Formulierungen keine Novität, sie gleicht ähnlichen Resolutionen, und hebt sich von diesen nur durch eine „fortschrittlichere Terminologie" ab.

Zum neuen Vorsitzenden des SDS wählten die Delegierten den Kieler Agronomen Eberhard Dähne, zu seinem Stellvertreter Peter Brokmeier aus Frankfurt. Durch die Anwesenheit Brokmeiers im Bundesvorstand dürften alle Bestrebungen einer vorsichtigen Politik gegenüber der SPD, trotz der etwas radikaleren Thesen Dähnes („Für uns ist die SPD keine sozialistische Partei mehr!") gesichert sein.

Frappierend war für den aufmerksamen Beobachter dieser Tagung noch der Kassenbericht Thomas von der Vrings, der eine erstaunliche Konsolidierung der SDS-Finanzen durch Spenden von „Privatpersonen" verkünden konnte.

Zum Abschluß sei noch die Äußerung eines prominenten Mitgliedes des Bundesvorstandes genannt, der dem Verfasser dieser Zeilen zu verstehen gab: „Wenn die bürgerliche Presse uns zu wohlwollend behandelt, dann steht es schlecht um den SDS".

Herr Biedermann mag ruhig schlafen, die Brandstifter streben nach rechts, und dort sind sie ungefährlich.

Christian Crull

JÜRGEN PLOOG

Aufbau einer Situation in Worten

1
ein Versuch, sich über die Sprache klarzuwerden, scheitert zunächst einmal kläglich. Worte? Begriffe? Sätze? Gedanken? Alles zusammen? Man wird sich wohl für die subjektive Sicht entscheiden müssen, nicht nur, um den ängstlichen Wesen, denen die Sprache Lüge ist, ihre Scheinheiligkeit zu nehmen, sondern auch, um sich selbst zu identifizieren. Man pflegt über diesen Komplex heute in Alternativen zu denken, etwa: ist Sprache nur als Mittel möglich oder läßt sie sich als Selbstzweck verwenden; oder: muß Literatur engagiert sein oder kann sie sich von jeder Beziehung nach außen freihalten?

In der gegenwärtigen Situation muß das Engagement als Rettung wirken, denn es wirft den Schwerpunkt, der bisher in der Sprache lag (ich meine nicht in der Sprache als Selbstzweck), auf eine gedankliche Konstruktion außerhalb des literarischen Bereichs (meist in den philosophischen oder politischen).

Sprache ist Kommunikationsmittel, und die Kommunikation wird um so unmittelbarer sein, je modulationsfähiger die Sprache ist: nur daran zeigt sich Qualität.

In diesem Klima ergeben sich Bewegungen, die Sinnlichkeit der Sprache zum Beispiel und ihre Lebendigkeit mit anderen Mitteln, als beispielsweise vom Gedanken her herauszustellen. Das wäre eine Kommunikation, die nicht aus der Handlung kommt, sondern unmittelbar aus der Struktur der Laute, Worte und Sätze: der Sprache eben. Die Metapher und die so und so schon anrüchige Genreparabel wären abstrahiert und nur noch Medium der ihr gemäßen Sprache. Der Laut würde grundlegende Bedeutung bekommen. Die Sprache würde wieder dem Ohr bewußt werden. Der Laut, der vermutlich die Urform der Sprache war, wäre rudimentärer Träger des sinnlichen Gehalts der Sprache: Das Giggeln eines verliebten Mädchens oder das Grunzen wütender Schläger würden Bestandteile dieser Sprache. Nehmen wir einen Fall heraus. Der Aufbau der Laute sieht so aus:

y ü
ei ei o o o e e e e e e a a a i in ie ri in a au a
ü ü ü ü üh ü ien wi ü ü o o eh er w wo rä sä ü
än sä
üh

und so weiter

2
die Simultanität von sinnlichen Gegebenheiten, unbewußten und vielleicht ungewollten Wirkungen und der unklaren Geschichte jedes einzelnen Wortes (seine Lage im Begriffschaos nämlich), ließe sich mit der Ort–Zeit Simultanität der Joyceschen ULYSSES Technik vergleichen, die rein geistigen Ursprungs ist, während das Manipulieren mit dem Mythos, das jedes Wort im Leser erweckt, mehr sinnlichen Ursprungs wäre. Solchen Anforderungen genügen natürlich Laute nicht. Das Wort steht zunächst allein da, geboren aus dem Willen des Geistes, nicht aber als sein willensloses Instrument. Ich meine hiermit nicht die Gebrauchsschreiberei. Worte werden hingestellt, um eine Situation sprachlich sichtbar zu machen. Mit dem Wort bringt der Mensch sein Bewußtsein zum Ausdruck. Das Wort ist belastet. Es wird zwar auf seine Wirkung hin ausgesucht, aber durch nichts ist die Sicherheit gegeben, daß es das treffen wird, wofür es ausgesucht wurde. Die Sicherheit der Sprache ist immer Suggestion (auch Autosuggestion). Wiederholungen legen nun die Vielschichtigkeit jedes Wortes frei. Sie haben auch rhythmische Bedeutung, darauf komme ich noch. Ein Wortschwall wird losgeschickt aus der Qual um die Bestimmung jedes Wortes heraus. Worte sind durch und durch Nadeln: sie sollen den Leser in Erregung bringen. Teilweise schmerzen sie, wenn sie zum Beispiel Assoziationen vom Unrecht bringen oder vertuschter Fehler; manchmal versöhnen sie, wenn sie Elemente gewohnter Schemata sind; sie verärgern den Leser, wenn sie aus dem Milieu „Anderssprachiger" kommen, das „unfein" scheint oder sonst diskriminiert wird (aus dem Bereich sozialer Gruppen, die geistig nicht manifestiert sind). Dialektausdrücke fallen darunter. Das Wort hat schon die Schlagkraft der Meditation. Ihr ist der Schreiber auf den Fersen. Er lauert sozusagen. Das ist die Struktur seiner Sprache, deren Richtung deutlich wird, auch wenn die bloßen Worte zusammenhanglos bleiben:

Analyse Süße
seine eigenen Chromosomen gegen sehn wenn umwehn drehn Passanten brave Hintern in diese Richtung überwintern kalt alt süß hübsche betrügen lügen Gefühle Prügel Knien wien immermüden überm Boden Kopf sehn Sterne weinen wollen Tränensäcken spüren Händen Hosensäcken wühlen Scham andren süß wüsten Redereien kleinen Jazzbums um Hände zählen zwei keine Frau auch zwei dreiäugig Kukai Kämpfer Hermes Tünnes für dünnes müdes sei Schrei man ran an Tangel Dame Name gutverdie[illegible]de -maschine gefehlt gequält hatte Latt[illegible] Absatz Sitzfleisch angeritzt mit sollte wollte wollte nicht wichtig nackt Nacht wacht

und so weiter

3
sind Worte für den, der schöpferische Kraft in der Sprache spürt auch ohne grammatikalische Verbindung von eindringlicher Wirkung, in der er entweder Angriffslust, Ekel, Lethargie oder die Sehnsucht nach Ruhe sieht, so wäre trotzdem jedes Sprachgebilde, das ohne Phrasen existieren wollte, konstruiert und damit seiner Kommunikationsbasis entzogen. Die Phrase kann auch rhythmische Motorik sein, Wortläufe, die die Engstirnigkeit der Grammatik durchbrechen. Ein Textabschnitt entsteht aus Erinnerungsfetzen, „Zitaten", Läufen (epischen Dehnungen) und Worten, die manchmal besser als ein Punkt verschiedene Gedanken unterbrechen. Das könnte man auch den Rhythmus innerer Notwendigkeiten nennen. Direkte Aussagen werden von solch einer Struktur (formal) fast unauffällig getragen: „mit neunzehn werden auf Kuba Jungens erschossen".
Das sieht dann so aus:

Analyse der Süße
Süß ist es, seine eigenen Chromosomen gegen Zungen flattern zu sehn, wenn Alkoholdünste den Kopf umwehn drehn Passanten, brave Menschen, den Hintern in diese Richtung. Zum Überwintern, Diogenes, wärs hier zu kalt. Außerdem bist du alt.

Ich jung.

Süß ist, eine hübsche Frau zu betrügen und hinterher nicht lügen. Süße Gefühle wie Angst, Eifersucht, Prügel in den Knien, wien kleiner Junge, ders Wasser läßt. Aus dieser Perspektive, der nimmermüden (zehn Zentimeter überm Boden), den Kopf zwischen den Knien, sehn nicht nur Sterne, auch du Mensch, siehst anders aus.

So verbring ich meine Nächte.

Süß ist weinen wollen; ein Zucken in den Tränensäcken spüren; mit den Händen in den Hosensäcken wühlen: aus Scham für die andren und dich.

Süß die wüsten Redereien in den kleinen Jazzbums um die Ecke, den Kopf auf die Hände stellen und Augen zählen, Brüste und Hoden: immer zwei. Eine miese Tunte und eine schnieke Puppe. Keine Frau & ich. Auch ich bin fast zwei. Dreiäugig ist Kukai und achtteilig der Weg. Er führt mich an euch allen vorbei, ihr Kämpfer. Ich nannte mich Hermes. Sie mich Tünnes. Wer ist es? Was für ein dünnes müdes Gestell ich sei. Schrei wenn du kannst. Die Schreie sind in diesem Fall Musik von Hamilton und Davis. Der dritte Große war Parker, sagt man.

Ran an den Tingel-Tangel im Schlepp einer wüsten Dame. Wie war ihr Name? Hades für Gutverdienende (eine Vaginadrechselmaschine). Die hatte mir in jungen Jahren gefehlt. Sie hatte mich mit ner Latte von spitzem Absatz gequält. Mein Sitzfl[illegible]h angeritzt. Bloß weil ich mitsollte.

Wollte ich oder wollte ich nicht? Wichtig ist, in dieser Zeit immer nackt dazustehn. Verstehst du? Sonst gehsts dir wie dem da: Nacht für Nacht wacht ein desengagierter dunkeläugiger Jüngling und wr[illegible] auf seine Exekution.

Mit neunzehn werden auf Kuba Jungens erschossen.
Wo nicht?

Süß ist, wenn Hunger die Zunge zerbeißt (wenns nicht Krebs ist). Selbst im Greisenalter will man sonst noch reden, und zwar weder für das, wogegen man sonst war, noch gegen das, was im Ganzen recht klar ist.

Ich saß immer noch im Rinnstein neben Ringelnatz' Pissoir, in dieser schittigen Gegend. Ein Spießer trat mir wegen ein paar leidigen Weintrinkern in' Hintern (die vorbei wollten) aus Versehn? In die Seite. Auch diese Wunde heilte schnell, weil Übrigbleiben meine Krankheit ist, im süßen und trüben und hübigen und drübigen und gefügigen und kaum noch wütenden und süßen Vaterland. Sauerland. Wie lang dauert dann und wann mal so ein Anfall bei dir? Eventuell lebenslang, konstatierte ein freundlicher Kalfaktor.

He Hektor, sag ich. Wir werden so und so draufgehen, „könnte es Hebephrenie sein"? Nein meint einer. Es lebe das Genie, das an uns verlorengegangen, weil man uns als Schattenspiele in die abendländische Zivilisation gehangen hat. Da hängt er nun.

Süß ist deshalb, sich an Mädchen abzublasen. Nicht nur deshalb. Auch deshalb (unzüchtige Bewegung). Wir rasten dann mit einem Spider den geschichtlichen Serpentinen entlang; in Straßenfallen, die man uns logisch an den Schulen beigebracht hat. Bei den Fundgruben im Süden Europas landen wir. Jeder hat zwar schon mal die Klistierspritze für Schwule und Süchtige ausprobiert, aber keiner verliert die Geduld, sich selbst zu verhätscheln. Stimmts? Man tätschelt nur aus Mitleid (das die Mädchen nicht mögen) an einem weiblichen Körper herum, ganz ohne Grund, bloß weil es süß sein könnte (wir sind ja nicht verheiratet, das vergaß ich noch).

Morgen sag ichs dir, wies war (wie vorgestern). Jetzt fahrnma weiter. Ich schau ein paar ins Niemandsland nach. Einer malt den Teufel an die Wand. Hand und Hände, Wand und Wände, Arsch und Ärsche, dazwischen geldgieriges Gezischel auf Sächsisch und Deutsch. Süßes Verwischen trauriger Zustände. Nähre dich redlich! sagt man. Ran an' Speck, sagt man. Was man nicht alles sagt. Hier scheint was los (zu sein). Geld spielt keine Rolle (die einzige). Winzige Ideen liegen sich in der Wolle. Niemand beachtet sie (natürlich). He, du bist der Mittelpunkt der Welt.

Wer?
Stellt der sich blöd.
Süß ist zwischen Schlaf und Wachsein mal nichts zu hören. Ich könnte schwören, ich sei im Himmel. Ich wimmle die Nutte noch ab, dann pack ichs Jackett auf kalte Pflastersteine. Keiner kümmert sich drum. Gottseidank. Warum immer soviel Aufhebens machen, ihr Deutschen? Zum Lachen bleibt keine Zeit. Weit über Haus und Hirnen wirbeln sich Gestirne gegenseitig in Schönheit (Rostok II).

Sowas betrachte ich im Schlaf. Ich treff auch mal paar Freunde, ein Bier zu trinken (aber das ist ne andere Geschichte). Hier, ganz genau hier, wo jemand erschossen wurde
wo
mal
Auf den trinken wir, hier und nirgend anders.

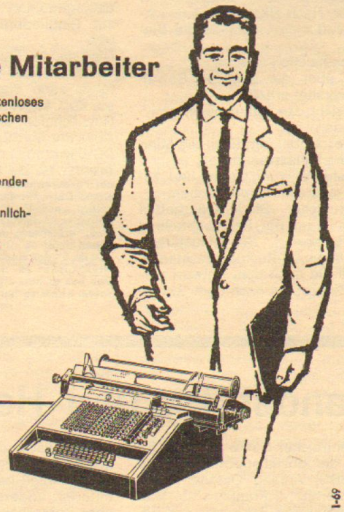
Frankfurt/M. • Hanau/M. • Höchst/M.
Offenbach/M. • Wetzlar

Burroughs
sucht qualifizierte Mitarbeiter

Burroughs hat 35 000 Beschäftigte und bietet ein lückenloses Programm, das von Addiermaschinen bis zu elektronischen Rechenanlagen reicht. Dafür suchen wir als

Verkaufsmitarbeiter

Herren im Alter von 25 bis 30 Jahren mit entsprechender Befähigung und Erfahrung in Buchhaltung und Büro-Organisation. Wir wünschen uns starke Verkäuferpersönlichkeiten, die willens sind, ihre Kenntnisse zu erweitern. Wir bieten Anfangsgehälter bis zu 1000 DM im Monat und darüber, je nach Erfahrung und persönlicher Qualifikation. Burroughs legt Wert darauf, daß Sie schnell vorwärtskommen — wenn Sie das Zeug dazu haben. Bei Ihnen liegt es, sich in weniger als 5 Jahren eine Lebensstellung im Management zu schaffen. Richten Sie Ihre schriftliche Bewerbung einschl. Schul- bzw. Dienstzeugnissen, Lebenslauf und Foto bitte an nachstehende Anschrift.



Burroughs
Deutsche Burroughs Rechenmaschinen GmbH,
Frankfurt am Main, Kaiserstraße 14, Ruf 23851

I-69

De Te We
DEUTSCHE TELEPHONWERKE UND KABELINDUSTRIE
AKTIENGESELLSCHAFT BERLIN

Technisches Büro · Frankfurt am Main

FERNSPRECH-ANLAGEN JEDER GRÖSSE
STARK- UND SCHWACHSTROMKABEL
UHREN- UND SIGNALANLAGEN

FRANKFURT AM MAIN
Dantestraße 7
Fernsprech-Sammel-Nr. 77 31 51

Die Kunst, unglücklich zu sein ►

◄ **Lucien Clergue fotografierte Picasso, der am 25. Oktober 80 wurde**

buchkritik

Tod des James Dean

Weil man einem doch immer mehr oder weniger zufälligen Radiopublikum keinen Allen Ginsberg zusammenhanglos mit E. E. Cummings, Robinson Jeffers oder der Trompete von Miles Davis rezitieren kann, hat A. Andersch seiner „Der Tod des James Dean" betitelten Funkmontage einige erklärende Sätze eines Sprechers vor- und nachgespannt. Mit der einleitenden Feststellung „Die Dichter wissen mehr" ist der tiefere Grund dafür gesetzt, weshalb den gekoppelten Prosaberichten über Leben—Tod des J. Dean (Tod 30. 9. 1955) und über den Boxweltmeisterschaftskampf Ray Robinson—Jake La Motta (14. 2. 1951) überdies einige lyrische Texte zugegeben sind. Zwischen den Armen seiner Schere und den Montagestücken aus Reportage und Dichtung balanciert Andersch auf einem Zeigefinger, der sich und schließlich mit der Frage der Sprecherfigur „Wo hatte James Dean s e i n e n Kopf?" am Ende der Sendung zu einem Apostel kringeln und zu Überlegungen um und über anregen möchte: „Hatte James Dean einen Plan? Kennt die finstere Jugend Amerikas überhaupt ihren Stier?" Cummings und Ginsberg werden auf ein Lenkrad gesetzt, mit dem ein Urteil über „the beat generation" angesteuert werden soll.

Nicht zufällig hat Hans Magnus Enzensberger der Andersch-Montage mit der Übersetzung eines der Prosatexte aus dem Englischen (John Dos Passos „Der Tod des James Dean" ‚Esquire' 1958) beigeholfen, der Wert der Funkmontage liegt über der poligen Fabel und über der Frage nach den Köpfen und Stieren von Sugar Ray und James. Alfred Andersch schreibt kein Hörspiel, seine Zusammenstellung gibt Texte über, Spiegelungen, schon Excerpt und kommentierende Zusammenfassung, nicht die Ereignisse in Selbstdarstellung mit Stimmen in Handlung und akustischem Faustschlag, — Amerika hat, wie man weiß, von lange her und neuestens eine Dichtung entwickelt, die (um das Charakteristikum ‚gesellschaftskritisch' zu vermeiden, das die Frage nach der vertretenen Ideologie vor die nach der poetischen Verwirklichung stellt) entschieden ‚überpersönliche' Seinsmomente des öffentlichen Lebens der Nation zum Gegenstand und ganz bestimmte Situationen einer ganz bestimmten Gesellschaft im Auge hat: also ist es erlaubt, wie Andersch es tut, lyrische Texte dieser Literatur als Dokument anzusprechen und für ein Hörbild zu verwenden, das über eine öffentliche und, wie der Autor glaubt, allgemeine Problematik instruieren will. Die Einengung auf bestimmte Ereignisse wie den toten Dean und die boxenden Robinson—La Motta schnürt den Gedichten von Ginsberg und Cummings und Rexroth nicht die Brust zu, eher ist es so, daß sie auf die Unterfolie der Prosaberichte erst richtig zum Atem kommen: John Dos Passos läßt sich in Zeilen setzen, vor allem Ginsberg leugnet in seinen lyrischen Großformen seine Herkunft aus und Nähe zu Prosa nicht.

Schon allein der Stellenwert, den die Lyrik in dieser Montage hier findet, kann eine veraltete Auffassung von ‚Poesie', verbunden mit einer gehobenen Stimmlage, wie sie immer noch durch unsere Vortragssäle spukt, abräumen helfen. Ein aufmerksamer Leser oder Hörer der Montage wird sich durch die Fangbälle der schon zitierten Schlußfragen der Sprecherfigur nicht zu einem abschätzenden Urteil über das Thema „the beat generation" verführt sondern auf die gebotenen Texte selbst zurückverwiesen sehen. „Wo hatte James Dean s e i n e n Kopf?", — Photographien unter den Seiten des Buches antworten deutlicher wo sonst auch, zwischen den Schultern.

Karl Riha

Alfred Andersch: Der Tod des James Dean. Tschudy-Verlag, St. Gallen, 1960.

Der Henssel Verlag ließ rund hundert Seiten eines Lyrik-Bändchens fliegen: Paul Eluards „Hauptstadt der Schmerzen".

Der Klappentextschreiber — ein Mann übrigens, der mit den Ansprüchen des Literaturkonsumenten anno 1961 vertraut zu sein scheint, denn wir hören von „seismographischer Sensibilität" und der „Situation des Menschen", die, versteht sich, „bedroht erscheint" — verrät, daß der ursprüngliche Titel „Die Kunst, unglücklich zu sein" war.

Um den Punkt, den man heute bezieht gegenüber Gedichten und lyrischen Prosatexten Eluards und der neueren Lyrik überhaupt, ein wenig fixieren zu können, sei auf besagten Klappentext verwiesen. Er demonstriert eine der möglichen Verhaltensweisen, nämlich den Griff ins Schatzkästlein literarischer Phrasologie und verbirgt so hinter der galanten Bewußtheit von der Gefährdung jedweden Dinges und hinter ähnlichen glatt formulierten Allgemeinheiten die Unsicherheit.

Doch: ein Klappentext allein macht noch kein schlechtes Buch; wenden wir uns den subtileren Innereien zu. Aleixandre wußte, daß „nur die Poesie weiß, daß der Wind einmal Lippen heißt, ein andermal Sand". Sein Bewunderer Eluard verlangte die „Störung der Logik bis zum Absurden" (in den vierziger Jahren unsres Jahrhunderts erfolgte sein Beitritt zur kommunistischen Partei, welcher Entschluß, so nehmen wir an, nicht eine Verwirklichung literarischer Theorien im Bereich des Politischen darstellt) zugunsten des Wortes, das von „müheloser Schönheit" ist und für ihn, herausgelöst aus seinen verfälschenden Zusammenhängen, intaktes Teil und Waffe ist gegen eine was-weiß-ich-wie entartete Welt, „in der das Antlitz des Herzens seine Farben verloren hat". Angeregt und bestätigt wurde Eluard hierin durch den Gebrauch der Farbe bei Chirico, Chagall, Klee und Picasso.

Eluard ist von dem schönen Gedanken beseelt, die Kunst sei der alles erkennende, die bösartigen Geschwülste unsrer Alltagslogik zerschneidende Diamant; in seinem Gedicht „Pablo Picasso" heißt es: „Durch den Diamanten gesehen ist jede Münze falsch". Diamanten aber haben die störende Eigenschaft, die Welt wie das Facetteauge eines Insekts in Einzelbilder, in Kleinst- und Einzelrealitäten zu zerlegen, die für sich allein vielleicht einen gewissen Anspruch auf echte Sur-Realität erheben dürfen, zusammengesetzt jedoch keinesfalls das Fabeltier der Realität liefern.

Sieht man aber von den großen Intentionen und dem Totalitätsanspruch der Surrealisten ab, so ergeben sich durch diese Art des Sehens bei Eluard ungemein intensive und dichte Bilder, die in ihrer Subtilität den Beziehungswahn zum Weltganzen leicht vergessen machen.

Hans-Georg Rockemer

Paul Eluard: Hauptstadt der Schmerzen. Lyrik. Henssel Verlag, Berlin, 99 Seiten.

Die rechte Art eine Zeitung zu lesen?

Es gibt verschiedene Methoden und Gewohnheiten,
eine Zeitung zu lesen.
Aber auf das Wie kommt es dabei gar nicht an.
Wichtig allein ist, welche Zeitung man liest
und daß man gut informiert wird.
Junge, vielseitig interessierte Menschen greifen daher zur WELT,
einer Zeitung, die ihrer Lebenshaltung entspricht:
modern, sachlich, kritisch und den Dingen auf den Grund gehend.

Vorzugsabonnement für Studierende

DM 3,30 bei Abholung · DM 4,50 bei Botenzustellung

DIE WELT

UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Abholstelle:

Peter Naacher, Buchhandlung für Universitätswissenschaften,
Frankfurt a. Main, Bockenheimer Landstraße 133

HELMUT HARTWIG

Beharrliche Abschweifungen

Zur Dichtung Robert Walsers

das literarische porträt

6

Wir befanden uns auf einer glatten, offenen, schlanken Eis- oder Glasbahn. Wir schwebten dahin wie auf wunderbaren Schlittschuhen, und zugleich tanzten wir, denn die Bahn hob und senkte sich unter uns wie eine Welle ...
„Das ist die Freiheit", sagte die Lehrerin, „sie ist etwas Winterliches, Nicht-lange-zu-Ertragendes. Man muß sich immer, so wie wir es hier tun, bewegen, man muß tanzen in der Freiheit."
(„Jakob von Gunten" 109)

Spricht ein Dichter davon, daß er sein Leben friste am Rande der bürgerlichen Existenz, dann muß man von seinem Werk verlangen, daß es die Ränder bürgerlicher Sprache erhelle.
Nun gibt es im bürgerlichen Gebrauch der Sprache kaum ein Moment, das kennzeichnender wäre, als das Vertrauen auf die Bedeutung des Wortes, auf die Unzerstörbarkeit jener Gehalte, deren erster eben die Garantie der Bedeutung ist, für jeden zu sein, was sie für den Einzelnen scheint. Wo sich das Bewußtsein die Ernüchterung leistet, zuzugeben, daß es sich bei den Gehalten zuerst um Worte handelt, bewirkt dies einmal eine Besinnung auf jenen Bereich, den das Wort als wortfremde Wirklichkeit zu umgreifen beansprucht, zum anderen aber auch eine Besinnung auf das, was das Wort als Laut, als Zeichen ist.
Bei Robert Walser wird die Sprache ernüchtert und doch zugleich die Ernüchterung überwunden, indem mit dem gespielt wird, was übrigbleibt, nicht aber so, daß ein Vorgang dem anderen vorausginge, die Ernüchterung dem Spiel, sondern in jedem Moment ist beides vorhanden: die Vergegenwärtigung von Nichtigkeit schillert als Idylle, das Chaos von Urteilen fordert als sententiöse Weisheit Kritik heraus, die Diskontinuität des Denkens scheint Epigrammatisches zu vereinzeln.
So konnten Walsers Freunde tatsächlich den Freund in seiner Dichtung wiederfinden, den liebenswürdigen Spaziergänger, konnten sie sein Werk „eine Fundgrube edler Gedanken" nennen, eine unerschöpfliche Aphorismensammlung für den Lebensgebrauch" (Zinniker). Die irritierenden Momente seines Stils aber deckte man ab mit dem Begriff „romantische Ironie", eben mit einem jener vertrauten Ausdrücke, die den Gedanken erlauben, damit sei es ja erklärt, es sei ja letztlich nicht so schlimm gemeint, die Welt bleibe im ganzen doch so spritzig heiter idyllisch, wie es der Wortschatz verspreche.
Aber es gibt auch noch eine andere Ebene, in der man von Robert Walser weiß und sich mit seiner Dichtung beschäftigt.
Robert Musil hat 1914 von der „ungemeinen Wortbeherrschung" Walsers gesprochen und dessen Stil verdüstert in Kafkas „Betrachtungen" wiedergefunden. Kafka selbst bestätigt, daß es kaum ein Buch gegeben habe, das mehr Einfluß auf sein Dichten gehabt habe als Robert Walsers „Jakob von Gunten" (1909). 1929 gibt sich Walter Benjamin spürbar erregt Rechenschaft über das „keusche, kunstvolle Ungeschick", mit welchem Walsers Sprache daherziehe, und unter den Rezensionen, die aus Anlaß der dreibändigen Walserausgabe des Holle Verlags (1954) geschrieben worden sind, bezeugt diejenige von Karl Markus Michel (Frankfurter Hefte 1/56) eine begrifflich angemessene Beschäftigung mit Walsers Werk. Überall aber spürt man: es spricht sich nicht leicht über Walsers Dichtung, man fürchtet, daß seine Sachen in der kritischen Distanz zu gewichtig werden. Man nennt seine Sätze Seifenblasen und Girlanden, also Spielerisches und Festliches, Ornamentales und Flüchtiges. Wenn aber diese Nichtigkeiten für unser Bewußtsein höchste Bedeutung gewinnen können, und ich meine, daß dies der Fall ist, dann muß sich der Geist an ihnen beweisen, indem er konkret an ihnen seine eigene Situation feststellt.
Was geschieht also bei Walser mit der Sprache, was ist so reizend an ihr, wie Walser lukullisch sagen könnte?
Im psychologischen Roman wird eine Welt von Zusammenhängen aufgebaut nach dem „Gesetz" der Wahrscheinlichkeit. Die Personen werden auf Eigenschaften verpflichtet, die sie nicht verlieren dürfen oder doch nur, indem sie sie langsam abwickeln. Die Eigenschaften der Personen motivieren ihre Handlungen, und wenn der Leser der Meinung ist, daß sie dies nicht können, dann ist das Geschehen eben unwahrscheinlich. Wo aber im Helden Gesetze wirken, da nennt man ihn Charakter.
Robert Walser nun, und damit steht er in den Tendenzen seiner Zeit, hält in seinen Dichtungen das Wissen wach, daß der Dichter gerade dann ungerechtfertigt anspruchsvoll ist, wenn er Eigenschaften zur Gestalt verbindet. Er hält den Bruch offen zwischen dem dichterischen Akt, der Willkür und der Intention der Sprache, Welt zu fingieren, und indem er dies tut, verhindert er, daß sich die Welt fiktiv schließt oder, und das wird für die Romanwelt wichtig, er erzeugt die epische Konsistenz als Schein, indem er das Unwahrscheinliche geschehen läßt. Wo aber die Unwahrscheinlichkeit prinzipiell herrscht, da sind die Helden keine Charaktere mehr.
Indem Walser die fiktive Intention der Sprache negiert, löst er die Sprachwelt in eine Urteilswelt auf. Hat er sich etwa zu Sätzen hinreißen lassen, in denen sich diese Intention unangemessen hervorwagt, dann entwickelt die Sprache sofort die Widerstände gegen jene Fixierung, durch die die Fiktion entsteht. In folgenden Formen geschieht dies: Er löst Objekte im Subjekt durchs Urteil, er häuft Adjektive bis die Bedeutung sich ornamental verflüchtigt und das Klischee den Anspruch der Sprache, zu bedeuten, vernichtet hat; er baut – das wird für den Roman wichtig – immer wieder paradoxe Ganzheiten der Empfindungen, der Affekte, der Urteile auf und verflüchtigt den Anspruch des Gesagten, indem er es immer wieder korrigiert. Haltlos schweift er ab, um oft nie oder ganz aus der Ferne wieder zurückzukommen, vielleicht im Kreisschluß, in dem sich Intensität mit Vergessen vereint. **„Der mit einem Linoleum bedeckte Fußboden dieses Zimmers glänzte vor Vergnügen in der Hoffnung, er dürfe sich einbilden, ich würde Lust haben, mich von ihm nun nicht mehr zu trennen." (II 55/56.)** So wie hier das Objekt zum Tummelplatz von Urteilen wird, sich zum Subjekt und im besonderen zum nichtigen Subjekt ausweitet, so wird von den folgenden Adjektiven wie von Kinderballons der Mond ins Märchenland entführt: **„Wir lagerten auf dem Moos wie in einem kostbaren, reichgeschmückten Bett, Stille und Finsternis und Frieden um uns her, über uns die tanzenden und blitzenden Sterne und der gute, sorglose, liebe, große, göttliche Mond." (I 187)**
Die paradoxe Spannung des nächsten Satzes wird noch erhöht durch den Affekt, mit dem zuerst das Wunderbare festgestellt wird: **„Der Kragen war zu hoch und zu eng, obgleich er doch gestern prächtig gepaßt hatte. Welch wunderbaren Dinge! Und wie langweilig das alles war." (II 150.)**
Die Freiheit, welche die Sprache bei Walser gewinnt, ist die zum Tanz. Kaum ist ein Wort gesprochen, da wird es schon wieder verlassen, verlacht, zurückgewiesen werden, damit es nicht fest werde, und das gleiche geschieht mit den Gefühlen. Wie in glühenden Schuhen tanzt Walsers Sprache ihre leichten Figuren, und man würde nichts merken, wenn es nicht diese Zonen der Stagnation gäbe. Wenn sie nämlich stillsteht, dann wie nach Verwirrung und ganz. Benommen und unbeholfen setzt sie dann aufs neue ein, will wieder gut machen, will entschuldigen, genauer sagen, weil doch alles so verwirrend ungenau ist, was gesagt wird, wenn man es genau nimmt, und sie fährt dann mühsam fort: „Die Lage war so ..." oder sie tastet sich vor, indem sie immer wieder korrigiert.
„Zürnst du mir, daß ich außer dir, ich meine, abgesehen von dem Glück, das deine Bekanntschaft mir schenkte, so oft glücklich gewesen bin? Nur z. B. schon jener kleine Knabe! Heute ist er mir total aus dem Gesichtsfeld verschwunden. Wie ich mich zerstreut ausdrücke! Meine Sprachfähigkeit zittert, scheint mir, heute von sonderbarer Unsicherheit, obwohl ich jetzt sehr ruhig bin. Ich schrieb übrigens von besagtem Knaben, der mich stets sehr artig grüßte, sobald er mich sah, der sich dann aber eines Tages mir gegenüber benahm, als fühlte sich seine Tugendlichkeit genötigt, mich zu ignorieren, was ich „köstlich" von ihm fand, einem aus manchen Ursachen bedrängten, beengten Mädchen, bei der ich nun hie und da zu Besuch bin." II 51 „Einer schrieb".)
Zuerst taucht das Versprechen einer Geschichte auf. Plötzlich aber verwirrt sich die Erzählung und eine raffinierte Unmittelbarkeit entsteht, wenn die Verwirrung als Moment der schriftstellerischen Konzentration erscheint, wo sie doch zugleich auch zum Moment der eben durch sie ruinierten Erinnerung wird, während im Widerstand gegen sie ein Vorbehalt doch wieder gegen das Zittern der Sprachfähigkeit Ruhe behauptet. Dann sammelt sich das Ich wieder, holt es das Thema gleichsam aus dem plötzlichen aber tiefen Vergessen hervor, knüpft es an wie aus weiter Ferne, zerstreut, lässig und wie nebenbei: „Ich schrieb übrigens von besagtem Knaben ..." Doch diese Lässigkeit entpuppt sich dann wieder als Mißverständnis, wenn die folgende intensive Erinnerung plötzlich ihre Nähe abgeben muß an die Klammer: „Ich schrieb übrigens von besagtem Knaben ... einem aus manchen Ursachen bedrängten, beengten Mädchen, bei der ich nun hie und da zu Besuch bin." Dabei wird nun in dieser Auflösung die träumerische Distanz zur intimen Anspielung, denn an wen ginge dieser Brief anders als an das Mädchen, dem auch der vorliegende gilt?
Aber noch ein Moment von Walsers Prosa taucht auf, das konsequent aus der semantischen Entspannung folgt: die Assoziation der Wörter erfolgt oft nach Klangähnlichkeiten, auf „bedrängt" folgt „beengt". Walsers Sprache hat den Ehrgeiz, immer wieder die Negativität des Begriffs sichtbar zu machen, in ihr wirkt die Sensibilität dialektischen Denkens. Eigentlich wird Walsers Subjekt mit keinem Wort recht fertig, es fällt ihm schwer, ist ihm kaum möglich, sich mit einem Wort abzufinden, es stehen zu lassen mit seinem Anspruch, etwas gesagt zu haben. Walter Benjamin hat diesen wesentlichen Vorgang in Walsers Sprache beschrieben „Kaum hat er die Feder zur Hand genommen, bemächtigt sich seiner eine Desperadostimmung. Alles scheint ihm verloren, ein Wortschwall bricht aus, in dem jeder Satz nur die Aufgabe hat, den vorigen vergessen zu machen." Den Stilwert dieser nervösen Skepsis im Satzbau aber erkennt man, wenn in dem Prosastück „Das schöne Kammermädchen" die Allegorie jener Verhältnisse auftaucht:
„Sie wurde nie mit mir fertig, ich ebenso wenig mit ihr, sie wieder nicht mit ihrer schönen Herrin, diese ihrerseits weder mit mir noch mit ihr." (II 37)
Auf diese Weise wird dann Walsers Welt wieder bedeutend. Sie verdorrt zu Sinnfiguren, und wenn für erstarrte Gesten und Szenen typische Titel wie: Der Vater, Der Träumer, Der Pole ... behauptet werden, dann wird mit ihnen das einzelne soweit als allgemeines designiert, daß es von dorther seinen begrifflichen Charakter eindeutig gewinnt und der Tendenz der Sprache entgeht, mimetische Nichtigkeit als Höchstform begrifflicher Tätigkeit zu präsentieren – ein Verfahren, daß an die Prosa Ernst Blochs erinnert, wenn auch bei Walser manchmal nur das Allgemeine als Lehre verkauft wird oder der typische Titel nur eine Geste der Abwehr vor der tatsächlichen Leere des einzelnen ist.

●

Wie entscheidend in Walsers Prosa jene Kategorie der Haltlosigkeit ist, die für den Satz gefunden wurde und wie verbindlich diese Kategorie für die Dichtung Walsers in all ihren Dimensionen ist, deuten schon die folgenden Worte Walter Benjamins an: „Der Gedanke aber, der in ihnen (den Sätzen) daherstolpert, ist ein Tagedieb, Strolch und Genie wie die Helden in Walsers Prosa." Auf welche Weise aber die Sprunghaftigkeit „Charaktereigenschaft" der Helden ist, das bleibt noch zu bestimmen.
Wollte man von dem „Gehülfen" (1908) sagen, daß er etwas sei, dann müßte man ihn zuerst zurückhaltend, unterwürfig, demütig nennen, zugleich aber braust er oft unberechenbar gegen die Menschen seiner Umgebung ebenso auf, wie diese selbst rücksichtslos ihn und andere auf ihre abhängige Stellung aufmerksam machen. Kalt spricht der Gehülfe dann Sätze zu Ende, die in einer realen Welt Katastrophen auslösen würden, dies im Roman aber nicht tun und gerade damit der Welt Atmosphäre entziehen, sie gläsern und fremd machen. Es macht dann gar nichts, daß Joseph seinen „ungehörigen" Ton reflektiert, wenn er redet. Die Reflexion erreicht keine empfindliche Seele, der Sprecher verändert den Ton nicht sondern spricht seine Angriffe zu Ende und geht aus dem Zimmer. Plötzlich aber geschieht es, daß er sich erinnert. Wie aus Trance erwacht er, wird sich darüber klar, was eben geschehen ist. Die Demut, die Unterwürfigkeit, sein Charakter kehrt zurück, er wird wieder berechenbar, er handelt, wie man es im ganzen von ihm erwartet. Aber man erwartet schon nichts mehr im ganzen von ihm, die Abweichungen sind zu groß.
Aus der Trance zurückkehren, das bedeutet: ins Leben zurückkehren aus der Erstarrung, und genau dies geschieht mit den Figuren Walsers in Permanenz. Während Joseph ungehörig redet, agiert in ihm die Sprache nach fremden, unpsychologischen Prinzipien. Robert Musil hat bemerkt, was hier geschieht, wenn er sagt: „Er läßt plötzlich die Figuren schweigen und die Geschichte reden, als wäre sie eine Figur." (II 686/7.) So wird bei Walser der Zusammenhang zerrissen, der Sicherheit bedeutet, auf den der Leser als auf den Bereich der Wahrscheinlichkeit Recht zu haben glaubt, wenn eine Fiktionswelt durch Szene, Dialog, Lebensraum entsteht.
Bei Walser ist die Konsistenz der Welt, ihre fiktive Geschlossenheit nur Schein und die Brüche des Denkens erscheinen als unwahrscheinliche Handlungen, Gefühle, Gespräche. Walsers Held ist zugleich Marionette und demütiger Angestellter, er scheint ein Charakter, aber seine wichtigste Charaktereigenschaft hebt eben jenen Anspruch auf, den dieser Begriff darstellt. Wenn der Gehülfe diese Eigenschaft reflektiert, dann nennt er sie Kopflosigkeit. Aber sie ist nicht nur Merkmal des Gehülfen, sondern solches aller Walserscher Helden, eben weil sie keine Charaktereigenschaft ist, sondern eher die entschiedene Kategorie von Walsers Sprache.
Neben den schillernden Helden gibt es aber auch bei Walser schon jene in ihren Eigenschaften erstarrten Figuren, die der Welt weiter zur Verfremdung verhelfen: es ist die Gruppe der Outcasts, der Verworfenen und Schmutzigen, die einfach vom Gefühl nicht erreicht werden, Mägde, der erste Gehülfe Wirsich und das Kind Silvi, das man nicht lieben kann, weil es unappetitlich und unumgänglich ist und das deshalb in dieser dichterischen Welt von sonst „lieben" Personen gleichgültig mißhandelt wird. Diese Figuren sind gleichsam in einer Eigenschaft fixiert, in sie gebannt. So wie Silvi nur unappetitlich ist, so wird dann Kafkas K. immer nur verurteilt sein. Zu dieser Reduktion gehört auch, daß im „Gehülfen" fast allein wesentlich ist das Verhältnis zwischen dem Gehülfen und dem Prinzipal, zwischen zwei Instanzen, und im Affekt nimmt der Prinzipal schon Kafkasche Extremformen der Vernichtung vorweg, wenn er schreit: „Und d a s will noch immer aufbegehren." (III 56).
Bis zur Sache wird also der Gehülfe vernichtet, und doch wird er erst durch diese Vernichtung wieder zum Menschen, denn es scheint durch, daß seine Demut Protest ist, daß er sein Dienstverhältnis deshalb so ernst nimmt, weil er meint, daß er seine Menschlichkeit nur bewahren kann, indem er als Untergebener zum Neutrum wird, zum Nichts, sich also dort, wo man nur Ware ist, selbst vernichtet, um sich außerhalb der Warenwelt in einer Freiheit wieder aufzubauen, die den Widerspruch ihrer selbst zu reflektieren vermag. Je mehr man in der Gesellschaft Erfolg erstrebt, um so mehr muß man sich ihr und dem Mechanismus des Erfolgs verpflichten. Vor jenem Erfolg im Leben aber hat Walser gelindes Grauen.
Wenn es beim Gehülfen zuerst schien, als sei er nichts als Gehülfe, so wird er doch da, wo die Geschichte, die Sprache durch ihn redet, hart und frei zum Protest; und in diesem Sinne ließe sich auch das Verhältnis zwischen dem Gelegenheitsarbeiter, Diener Robert Walser und jenem Dichter bestimmen, der kündigt, um sich auf seine Dichtung konzentrieren zu können. Immerhin erscheint bei ihm schon der Begriff „Doppelleben" für jene Form der Existenz, und nicht nur dieser Begriff bezeugt, daß er mit dem Widerspruch in seiner Freiheit nicht fertig geworden ist – wie aber sollte er auch?
In dem Sinne, daß Selbstreduktion in der Welt, wo der Erfolg zum Maßstab wird, verstrebt wird, ist nur der Roman „Jakob von Gunten" durch all seine Unauflöslichkeiten hindurch ein Erziehungsroman, und der folgende Satz scheint einmal diesen Sinn frei zu geben: **„Damals haßte ich diese Art, sich untertänig und höflich zu benehmen, ich wußte es eben nicht besser. Was mir damals lächerlich und stumpfsinnig vorkam, erscheint mir heute schicklich und schön." (19)**
Dieser Sinn aber geht unter in der Rolle, die das Paradoxe spielt, denn eindringlich ist die momentane Ausgesetztheit, die Identität von Haß und Liebe, durch welche geschieht, daß auf Verachtung mit Liebe reagiert wird, daß der Vorsteher des Erziehungsinstituts einmal Jakob erwürgen will und ihm dann anträgt, immer mit ihm zu leben. Wie von einem Magnet werden die Personen ihren eigenen Affekten entzogen, die Affekte in ihr Gegenteil verwandelt und das am aufdringlichsten, wenn sie reden. Es scheint durch, daß die Affekte, daß die Gegensätze identisch sind und Jakob erscheint oft der Traum als Wahnsinn, das Sinnlose zugleich höchst sinnreich.

●

Wenn gesagt wurde, daß Walsers Helden immer wieder gleichsam ihr Leben verlieren nach dem Prinzip, dessen Tendenz Walser einmal umkehrbar ausgedrückt hat, wenn er ein Prosastück mit dem folgenden Satz einleitet: „Ich erkläre vorliegendes Essay für eine Erzählung." (II 316), dann gibt noch einmal eines seiner Gedichte diesen Vorgang poetisch preis.
Walsers Lyrik erscheint zuerst als direktsprechende Ich-Lyrik, dann als Spiel mit idyllisch-romantischen Requisiten. Dem arbeitet aber spürbar entgegen die Gliederung von Vers und Satz. Wie Heine bricht Walser die Sätze oft hart über die Versenden, so daß gegen das schöne Wortmaterial heftige Widerstände entstehen. So liebt er es, z. B., einen Vers mit dem Prädikat des vorausgegangenen Satzes anzufangen.
Nun aber ist unter den „Unbekannten Gedichten" eines, das mit so vollendeter Sanftheit das lyrische Ich verflüchtigt, daß man kaum glauben will, daß es tatsächlich geschieht.
Das Gedicht „Das Dörfchen" fängt ganz im subjektivierten Volksliedton an, etwa im Ton mancher Mörikegedichte – wenn auch rhythmisch härter:

Ich sitze auf der Bank
Und schaue dankbar gerne
Mit Augen frisch und frank
Ein wenig in die Ferne.

Und in zwei Strophen wird diese Wortidylle weitergespielt, bis dann die vierte Strophe ohne den Ton zu wechseln, so sanft wie die Welt entstanden ist, diese wieder zurücknimmt und das lyrische Ich dazu:

Froh geht die Zeit vorbei.
Behaglich ich hier träume,
Als ob ich bildlich sei
Wie Dörfchen, Wind und Bäume.

Bildlichkeit ist der Preis für Behaglichkeit, Reduktion des Subjekts rechtfertigt allein die Idylle. Nur indem das Ich auf sich selbst als Natur verzichtet, kann es die Behaglichkeit ge-

Fortsetzung auf Seite 12

Wir bleiben auf dem Fußboden – dem der Tatsachen. Er ist der einzige, der nicht schwankt und auf dem man unabhängig stehen kann – ohne Anlehnung an irgendwelche Parteien oder Geldgeber. Die SPIEGEL-Redaktion schreibt für Menschen, die eine eigene Meinung haben oder sich eine bilden wollen.

DER SPIEGEL informiert über Zusammenhänge, stellt die Wechselbeziehungen dar zwischen den Geschehnissen, den Menschen, zwischen Vergangenem und Gegenwärtigem. Intelligenz liest deshalb den SPIEGEL. Man braucht ihn. Zum Mitdenken und zum Nachdenken.

Es weihnachtet bald. Die Anverwandten fragen nach den Wünschen oder schenken gleich Krawatten. Man sollte diesen Lieben anraten, dem studierendenFamilienmitglied ein SPIEGEL-Abonnement zu schenken. Das ist nützlich und sehr effektvoll, denn DER SPIEGEL erinnert 52 mal im Jahr an den Schenkenden.

Dieser Coupon ist der Fingerzeig für die Anverwandten, ein SPIEGEL-Abonnement zu verschenken. Ausschneiden und hinschicken.

ICH BESTELLE, JEDERZEIT WIDERRUFBAR, DAS DEUTSCHE NACHRICHTEN-MAGAZIN **DER SPIEGEL** IM ABONNEMENT ZUM MONATLICHEN BEZUGSPREIS VON 3,89 DM EINSCHLIESSLICH ZUSTELLGEBÜHREN FÜR:

NAME:
ORT:
STRASSE:

RECHNUNG VIERTELJÄHRLICH AN:

NAME:
ORT:
STRASSE:

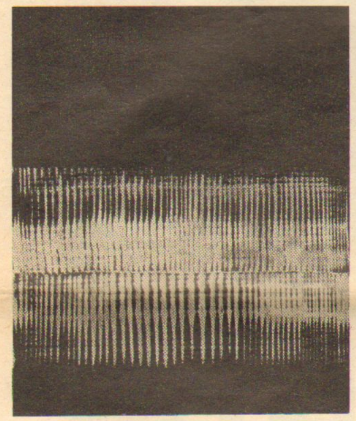
DEN AUSGEFÜLLTEN COUPON EINSENDEN AN SPIEGEL-VERLAG, HAMBURG 1, PRESSEHAUS.

Aspekte des Bewußtseins und die Emanzipation des Zuschauers

HERMANN BARTELS

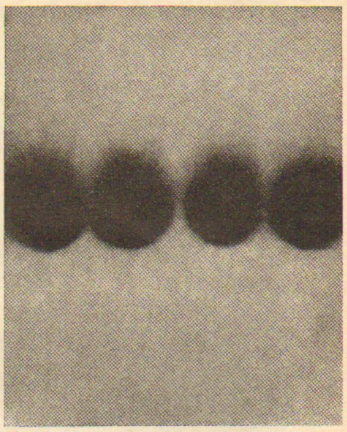
Mit einem Beitrag des Malers Hermann Bartels (vgl. DISKUS 2/61) setzen wir unsere Reihe „argumente, zur literatur, bildenden kunst und musik zur gegenwart" fort. Bartels stellt z. Z. in der Frankfurter Galerie „dato" aus.

Im Manifest der futuristischen Maler von 1910, von Marinetti formuliert, finden sich diese Sätze: „Das Geschehen, das wir auf der Leinwand wiedergeben wollen, wird nicht mehr ein fixierter Augenblick des universellen Dynamismus sein, sondern einfach die dynamische Sensation an sich." „Wir werden von jetzt an den Betrachter mitten ins Bild versetzen."
New York hat in diesem Jahr eine denkbar große Futuristen-Ausstellung zusammengetragen. Dort bietet sich die Gelegenheit, Bilder von Balla, Boccioni, Carrà, Russoli und Severini wiederzusehen. Plötzlich stellt man fest: diese Bilder entsprechen den Marinetti-Sätzen noch gar nicht. Man hat es nicht vorhergewußt: diese Sätze betreffen eher die Malerei, die sich jetzt, – nach den Jahren des Informel –, entwickelt hat.
Die Vokabeln des futuristischen Programms finden sich, wie man nun auch bemerkt, fast alle in gleicher oder ähnlicher Formulierung in den Äußerungen von heute wieder: Geschwindigkeit, Gleichzeitigkeit, kinetische Kontinuität, gegenseitige Durchdringung von Zwei- und Dreidimensionalität, plastische Ausdehnung (zentrifugal), Verdichtung (zentripetal), Dynamismus, Elastizität, Geisteszustände, Transposition des Künstlers oder Betrachters, Dichte der geistigen Atmosphäre, Lichtdynamik, Kraftlinien, Veränderung, Vibration, Sensibilität, Medialkraft, Visionen der Helligkeit, Bewegung und Licht.



Heinz Mack

Eine zusätzliche Entsprechung erkennt man an dem Umstand, daß an der Bestimmung der neuen Positionen in der Malerei wieder Italiener besonders stark beteiligt sind – Fontana, Castellani, Manzoni, Lo Savio –, Positionen, auf die plötzlich die alten futuristischen Prägungen gemünzt scheinen. Dabei kann man keineswegs von einem Neo-Futurismus sprechen. Die Bilder der Futuristen und die Arbeiten von heute sind so verschieden in ihrer Erscheinung, daß sich von den bildmäßigen Daten her keine Beziehung ergibt.
Die Malerei des Futurismus war von den anderen Strömungen ihrer Zeit stark beeinflußt. Etwa von 1910 bis 1914 war der Kubismus als Ausdrucksweise so beherrschend, – vergleichbar der Herrschaft des Informellen gegen Ende der fünfziger Jahre (documenta II, Kassel) –, daß er Künstler der unterschiedlichsten Herkunft, Künstler mit den verschiedensten Ideen und Konzeptionen in seinen Bann zog, sie praktisch in einer Sprache vereinte. Zwar spielen in die Malerei der Balla, Boccioni, Carrà usw. noch andere zeitgemäße, spezifisch orphische und fauvistische Elemente hinein, – selbst Pointillismen finden sich bei Severini –, doch als Realisation wird diese Malerei von der Formensprache des Kubismus getragen. Eine ihren Ideen eigentümliche künstlerische Sprache entwickelten die futuristischen Maler von 1910 nicht. Man kann sagen, daß sie von dem herrschenden Begriff, den man sich damals von Malerei machte, daran gehindert wurden. Und Malerei, das war noch Leinwand, Pinsel, Ölfarbe für das Tafelbild, dessen Aufgabe Darstellung war oder Wiedergabe; lediglich von der Nachahmung hatte man sich gerade gelöst und fing an, mit der Collage am Absolutismus von Pinsel und Ölfarbe zu rütteln. Unter diesen Bedingungen entstanden die Bilder, die jetzt in New York hängen, und man kann die geschilderte Situation deutlich an ihnen ablesen.
Inzwischen sind die Wiedergabe- und Darstellungsfunktionen von Malerei und Plastik aufgehoben und damit auch die Bindung an die hergebrachten, von früheren Funktionen bestimmten Mittel. Gleichzeitig schafft diese Befreiung den Ausgangspunkt für eine Malerei, die sich vor 50 Jahren noch nicht verwirklichen ließ, wenn auch ihre Programmierung damals in einem gewissen Maße vorweggenommen, die mindest teilweise theoretisch anvisiert wurde. Wir sind nicht wie unsere futuristischen Vorgänger gezwungen, beispielsweise einen Bewegungsablauf in Malerei zu übersetzen, sondern haben nun Möglichkeiten, ihn direkt zu realisieren. Diese Realisationen beziehen sich auf das Bewußtsein, erfassen und prägen es in seinen Aspekten.
Wenn der Kubismus den verschiedenen Aspekten eines Sujets zu entsprechen suchte, so das Bewußtsein der vielen wachrief, dann setzen die heutigen Arbeiten die Aspekte des Bewußtseins selbst ein. Seine Vielschichtigkeit und eben die Pluralität der Bewußtseinsaspekte werden hier anschaulich. Ausstellungen und Veröffentlichungen in Zeitschriften lassen den Aufnehmenden zu dem erforderlichen Überblick kommen, ohne daß er sich viel umtun muß. Die Einzelwerke beziehen ihre Positionen innerhalb des gesamten Feldes „Malerei", sie stehen wie Facetten zueinander. Um der deutlichen Abgrenzung ihres Bereichs willen sind sie auf präzise Formulierungen reduziert, eröffnen indes andererseits innerhalb dieses Bereichs einen großen Spielraum für Möglichkeiten des Kontaktes.
Dieser Spielraum wird durch die Serie noch erweitert. Es ist allerdings nicht richtig, Serien nur als Variationen zu einem Thema zu betrachten. Die heutige Konzeption der Serie geht weiter. Nicht nur Nachdruck und Intensität wird bezeugt, sondern vor allem die bewußte, leidenschaftslose Auslotung und Erforschung der Phänomene. Der Maler versucht, sich soweit wie möglich von momentanen Umständen seiner persönlichen Lagerung zu befreien. Im Gegensatz zur Serie ist es bei dem absoluten Einzelstück nahezu ausgeschlossen, herauszufinden, was da während des Malvorganges unkontrolliert hineingeflossen ist oder sich einfach ergeben hat. Eine solche für sich allein stehende Arbeit, die aus der Kontinuität herausbricht, hat deshalb für den Maler heute nur sekundäre Bedeutung innerhalb seines Werkes. Das zentrale Interesse gilt den Arbeitsketten, in denen einmal die unter Umständen unvorhergesehenen Ergebnisse von Experimenten näher untersucht und gefiltert werden, die vor allem aber über den Aufbau und die Klärung von Formulierungen zu verbindlichen, komplexen Resultaten zu kommen suchen.
Nehmen die Bilder eines Malers allgemein sehr deutlich aufeinander Bezug, so weisen die verschiedenen Maler-Oeuvres definierte Abgrenzungen gegeneinander auf. Diese Definitionen stellen sich als dialektische Verhältnisse dar, die sich aus der Kommunikation der Maler untereinander ergeben. Der einzelne Maler leistet spezifische Beiträge innerhalb des Feldes „Malerei" dort, wo er im Zusammenspiel der Kräfte seinen Platz findet.
Eine Individualität ohne Kontakt zur Summe des künstlerischen Geschehens kann zwar für sich interessant sein, allein sie ist fragwürdig im Hinblick auf eine allgemeinere Bedeutung. Die bloße Individualität hier manifestieren, Emotionen vor dem Zuschauer auszubreiten, sind Forderungen an den Maler, die einer bestimmten Vergangenheit, nämlich dem Expressionismus, angehören. In unserer Situation werden andere Forderungen gestellt, und zwar sowohl an den Maler als auch an den Beschauer. Zunächst soll etwa das Werk vom emotionellen Augenblickszustand des Künstlers unabhängig sein, der für den Beobachter am Ende völlig unerheblich ist. Immer zeugt es von einem Mißverständnis, in diesen Bildern, die sich nicht als Darstellung auf Gegebenheiten beziehen, Ausdruck zu suchen, oder sie nur als Ausdruck für irgendetwas Bezeichenbares zu nehmen, sei es für die Zeit im allgemeinen, für bestimmbare Vorstellungen oder Erinnerungen. Und es ist genau dieses Mißverständnis, auf dem die gelegentlich anzutreffende groteske Hilflosigkeit von Zuschauern der Erscheinungsform heutiger Malerei gegenüber beruht. Der Zuschauer wird aufgefordert, sich von den herkömmlichen Ansichten zu lösen, daß etwa einem Bildwerk selbst anzusehen sein müßte, welche Gedanken den Autor zu seiner Konzipierung veranlaßt haben. Eine derartige Deutlichkeit a priori muß immerhin als eine Anweisung an den menschlichen Geist empfunden werden, das



Otto Piene

Bild aus einem ganz bestimmten Gesichtswinkel zu betrachten. Der Aspekt des Künstlers braucht aber nicht der allein Gültige zu sein, er kann im Grunde nicht einmal Vorrang beanspruchen, denn sein Bewußtsein von dem, was er realisiert, unterliegt wie jedes Einzelbewußtsein seinen Beschränkungen. Überläßt sich der Beschauer also einem Bild selbständig, das heißt unvoreingenommen, kann das ihm zu Gesicht kommende Stück Malerei für ihn zum Ausgangspunkt eigener Empfindung werden. Bildwerk und Betrachter sind dann Partner, zwischen denen ein Kontakt entsteht. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß dasselbe Bild bei verschiedenen Beschauern den genau gleichen Stellenwert als Realisation einnimmt. Dieser ist sowieso gleich Null bei denen, die sich einfach verweigern oder nicht auf die Idee kommen, von ihrer Seite her zur Initiation auf das Bild zuzugehen. Der Stellenwert ist ja dem Bild nicht an sich eigen, er wird ihm jedesmal vom Betrachter gegeben und hängt so unmittelbar von der Intensität der jeweiligen Beziehung Bild–Betrachter ab. Schließlich bleibt es jedem selbst überlassen, ob und in welchem Maße er in Verbindung mit einer Malerei treten will, die ihn als Individuum anspricht.

Anmerkungen zur experimentellen Literatur

Jürgen Morschel

Einen Text schreiben bedeutet vor allem eine Entscheidung über das Schreiben treffen. Es ist in der Malerei nicht anders: ein Bild ist vor allem eine Entscheidung über das Malen. Es geht um die Methode des Zusammenstellens und Ordnens der Textelemente. Es sollte auch deshalb darum gehen, weil Text oder Bild als Proklamation einer Ordnung über den speziellen Rahmen des Literarischen oder Künstlerischen hinaus Anspruch auf allgemeinere Bedeutung erheben können. Die Art zu denken, die sich in der Art, einen Text zu ordnen, manifestiert, macht die Entscheidung, über das Schreiben zu einer grundsätzlichen Entscheidung, einer Entscheidung für eine Ordnung, die durch die Realisierung des Textes den Rang einer unübersehbaren Realität erlangt.
Es erscheint wichtig, entgegen dem Eindruck, bei der sogenannten experimentellen Literatur handele es sich um ein introvertiertes Basteln und Experimentieren, um ein – vielleicht ganz nützliches – Untersuchen dessen, was man mit der Sprache alles machen kann, um eine Übergangs- oder Vorbereitungserscheinung (wobei der Verdacht naheliegt, daß damit insgeheim eine Vorbereitung auf eine Renaissance der klassischen Literatur gemeint ist), den proklamationsartigen Charakter dieser Art, Literatur zu machen, zu betonen. Es läßt sich nicht übersehen, daß auch zuweilen bei den Verfassern experimenteller Dichtung Schreiben zu sehr als Sprachuntersuchung verstanden wird. Nachdem man zuvor und gewiß mit Berechtigung – erklärt, daß die Dichtung nicht mehr die Möglichkeit habe, Weltveredelung und -verbesserung herbeizuführen, Revolutionen zu entzünden, zieht man sich ins Privatleben zurück um Dichtung als Hobby zu betreiben. Der Vorwurf einer mangelnden Berücksichtigung des Zusammenhangs von experimenteller Literatur und Gesellschaft läßt sich manchem Autor nicht ersparen. Andererseits erscheint es aber auch gerade in einem Augenblick, in dem das Verfassen von experimentellen Texten Schule macht, notwendig, zu betonen, daß diesem Schreiben eine neue Art zu denken zugrunde liegt, demzufolge diese Literatur nicht mehr nur einfach als ein neuer literarischer Stil zu verstehen und zu benutzen ist.
Der Charakter der neuen Literatur wird sich am nachdrücklichsten in den Textherstellungsmethoden zeigen, in denen der größte Gegensatz zu den bisherigen Schreibverfahren liegt. Experimentelle Literatur ist nicht so sehr eine Frage der Sprachmaterialien als der Herstellungs- beziehungsweise Ordnungsmethoden, ähnlich dem Schachspiel, das ja auch nicht eine Frage der Figuren ist, sondern des Ordnens, des In-Beziehung-setzens der Figuren. Allerdings hat die Besinnung der Dichter auf die Sprache, die Dichtung von ihrem moralischen Charakter gelöst, von ihrer moralischen Ordnung, die sich in den Ansichten und Gegenansichten, den Geschichten und Gegengeschichten ausdrückte. Die Unterschiede zwischen den Ansichten haben sich verwischt, sie werden nur noch als historische Bräuche und Anachronismen aufrechterhalten. Die Geschichten sind alle gleich geworden. Für die experimentelle Dichtung ist es selbstverständlich geworden, daß ein Text aus Worten gemacht wird und nicht aus Ansichten oder Sonnenuntergängen, endlich, nachdem sich das Leben lange von den Ansichten, den Naturrhythmen und Sonnenuntergängen gelöst hat, nachdem es Achtstundentage und Fünftagewochen gibt, nachdem der Ablauf nach einer anderen Ordnung erfolgt. Die neue Kunst und Literatur bedeutet das Bewußtwerden einer veränderten Ordnung, indem sie sich selbst eine andere Spiel- und Denkregel setzt.
Die Betonung der Methode des Ordnens ist am deutlichsten in den programmierten Texten, zum Beispiel den stochastischen Texten. Der stochastische Text wird mit Hilfe des geregelten Zufalls hergestellt. Das Material wird aus anderen Texten, Artikeln, einem Wörterbuch etwa, entnommen, Auswahl und Gruppierung zufallsmäßig nach einem Programm bestimmt. Der Autor und seine Emotionen sind aus dem Entstehungsprozeß des Textes weitgehend herausgehalten. Statt einem moralischen Appell, statt der Reflektion auf das Gefühl, wird eine versachlichte und durchschaubare Ordnung proklamiert, die sich aus einer Regel ergibt, und von der Regel her verstehbar wird. Nicht eine Bedeutung setzt die Ordnung, sondern die Bedeutung ergibt sich aus der Ordnung. Wenn sich Dichtung lange verstand als Interpretation, gleichnishafte Ausdeutung einer Regel, einer Ordnung, wird Dichtung jetzt durch die Regel interpretierbar. Das bezeichnet ganz deutlich den rationalen Aspekt dieser Literatur, einen Aspekt, dessen allgemeine Gültigkeit sie proklamiert.

Zur Dichtung Robert Walsers – Fortsetzung von Seite 10

nießen, die ihm die Bilderwelt verspricht. Indem das Subjekt sich im Gedicht selbst mitreflektiert und sich wie Dörfchen, Wind und Bäume als Bild erkennt, ist es künstlich geworden, ist es selbst zurückgetreten in das Bild, welches das Gedicht als Ganzes darstellt. Wo aber das Ich wie hier zurücktritt ins Bild, wo das Leben so sanft erstarrt wie hier, da entsteht die allegorische Landschaft der Schwermut, auch wenn die Requisiten die der Idylle sind. Indem die Idylle so total wird, nimmt sich der Anspruch des Gedichts selbst zurück, und nur im Modus, in welchem dies hier geschieht, erwirbt sich das Gedicht das Recht, überhaupt zu existieren.
Wo aber das Ich zum Bild werden muß, damit seine Heiterkeit gerechtfertigt wird, da wird die Kunst zum Residuum der Trauer, in dem kein Grund zur Heiterkeit vorhanden ist, zuletzt deshalb, weil die Wirklichkeit des Lebens nicht die Flächenhaftigkeit des Bildes hat, sondern eine dreidimensionale Welt der Tiefe ist, in der Reaktionen und Mechanismen ablaufen, deren pathetisch konsequente Lebenstüchtigkeit dieses Ich eben gerade durchschaut und verachtet. Was aber, wenn ein Mensch durch diese Einsicht in den Widerspruch hindurch beiden Bereichen total genügen will der Tiefe des Lebens und der Oberflächlichkeit des Geistes – dann gerät er in ein Doppelleben und kann zerbrechen an ihm – weinend oder lachend.
Wennn Walter Benjamin 1929 meinte, daß Walsers Figuren „den Wahnsinn hinter sich haben und darum von einer so zerreißenden, so ganz unmenschlichen, unbeirrbaren Oberflächlichkeit bleiben", dann bezeugt er damit, daß in Walsers Dichtung die Überwindung jener Tiefe als Traum gelang, der als erfülltes Sehnsuchtsbild ebenso schön wie unmenschlich ist. In ihm hat sich der Mensch selbst überwunden.
Es stimmt ganz, daß der Dichter, der die Heiterkeit nur als Residuum der Trauer gestalten konnnte, sein menschliches Leben nur traurig bewahrt hat, indem er sich endlich in eine Anstalt begab, in der man ihn einen mißtrauischen, friedlichen Schizophrenen nannte. Erst 1956 starb er achtundsiebzigjährig.

●

Robert Walser: „Dichtungen in Prosa", 5 Bände, Herausgegeben von Carl Seelig. Verlag Helmut Kossodo, Genf, und Holle Verlag, Darmstadt. „Jakob von Gunten", Roman, Zürich 1950; „Unbekannte Gedichte", Tschudi-Verlag 1958; „Prosa", Bibliothek Suhrkamp, Ffm. 1960.

„Vor vielen Jahren hat Pablo im Turm gelebt. Draußen in der Welt ist er jedoch den Turm nie richtig losgeworden. Der Turm lebt mit einer dumpfen Schwere in ihm fort. Die Flucht hilft Pablo nichts. Nur wenn er es wagt, noch einmal tief in den Turm einzudringen und sich mit seiner Vergangenheit auseinanderzusetzen, kann er sich vielleicht befreien ... erst wenn er sich aus dem Turm befreit, gewinnt er sich selbst, gewinnt er seinen eigenen Namen," schreibt Peter Weiss zu seinem 1949 entstandenen (eigentümlich zwischen Schauspiel und Hörspiel angelegten) „Turm", in dem er parabolisch das Heraustreten eines Menschen aus zwanghaften Bindungen darstellt. „Der Turm" ist unveröffentlicht, wir haben kleine Stücke herausgelöst und aneinandergestellt. Die Plausibilität des Vorgangs ist zwar zerstört, der Reiz dieser Jugendarbeit, die noch fern vom „Schatten des Körpers des Kutschers" liegt, ist jedoch auch in diesen kurzen Szenen zu spüren. Der Hessische Rundfunk wird im April 1962 den „Turm" als Hörspiel senden. Die Collagen des Autors entnahmen wir der schwedischen Ausgabe von „1001 Nacht". Sie sind außerhalb Schwedens noch nicht publiziert. Peter Weiss wurde in DISKUS 2/61 in einem literarischen Porträt unseren Lesern vorgestellt.

PETER WEISS

kleine stücke aus dem „turm" und 3 collagen

Pablo: Ich seh das Tor von außen, ich komme von außen, ich bin nicht mehr eingeschlossen, ich weiß wie es draußen ist.
(Schlürfende Schritte. Klirren von Schlüsseln.)
Pablo: Ich höre sie, wie sie da die Treppe herunterschlurft, ich kann noch weg.
(Der Schlüssel knirscht im Schlüsselloch. Das schwere Tor öffnet sich knarrend.)
(Pause)
Verwalterin: Warum sagen Sie nichts, was wollen Sie?
(Stille)
Verwalterin: Was wollen Sie?
Pablo: Ich suche Arbeit.
Verwalterin: So spät nachts?
Pablo: Es hätte noch später werden können.
Verwalterin: Leute brauchen wir immer, aber Qualität verlangen wir, wir halten einen hohen Standard in unsern Vorstellungen!
Pablo: Ja ich weiß, ich hab vom Turm gehört.
Verwalterin: So es kommt ganz drauf an was Sie können, (seufzt) gute Arbeitskräfte sind selten heutzutage.
Pablo (sachlich): Ausbrecher. Entfesslungsnummer.
Verwalterin: Ausbrecher? Das ist lang her daß wir einen Ausbrecher hatten. Wir können ja einen Versuch machen. — Wohnen Sie im Hotel?
Pablo: Nein. Kann ich hier übernachten?
Verwalterin (mißtrauisch): Haben Sie kein Gepäck?
Pablo: Gepäck brauch ich keins. Einen Strick haben Sie doch wohl. Und jemanden der mich bindet.
Verwalterin: Und sonst brauchen Sie nichts?
Pablo: Nein, sonst nichts.
Verwalterin (unsicher): Kommen Sie herein. (Schließt das Tor ab.) Sie können hier in der Halle liegen. Können da auf der Bank schlafen. Ich hol Ihnen eine Decke.
Direktor (sein Ruf hallend von oben): Wer ist denn das?
Verwalterin: (ruft zurück) Ein Artist, willst du ihn nicht begrüßen?
Direktor: Warum kommt er so spät?

●

Zauberer: Hier ist alles unverändert.
Pablo: Nein! Alles ist anders. Ich fürchte mich nicht mehr vor dir. Und die Verwalterin, wie grau und müde sie ist. Früher kam sie hereingebraust, ihr Haar wie ein schwarzer Polyp. Sie wird mich nicht mehr schlagen. — Und der Direktor, wie ich ihn da auf der Treppe sah, mit seinen verdrückten Hosen, tat er mir fast leid. Ich fragte mich, bin ich um deretwillen hierher

gekommen, diese beiden Alten, was hab ich mit denen zu tun? Vielleicht wollen sie mich noch fangen mit ihrer Schwäche, mit ihrer Verlassenheit, mit ihrer Gewalt können sie mich niemehr unterwerfen.
Zauberer: Alles ist wie es immer war. Hör die Uhr. Hör ihre Atemzüge. Alles ist wie früher. Hör.
(Seine letzten Worte sind wieder in den hallenden Echoton übergegangen. Das dumpfe Ticken einer Uhr ist zu hören. Das Uhrwerk rasselt, spannt sich zum Schlag. Ein gebrochener Gongschlag. Dann wieder das Ticken. Der Direktor schnarcht. Die Verwalterin stöhnt im Schlaf. Die Matratze knarrt. Alles eingehüllt wie in den Schwall einer großen Woge. Dann wieder Stille.)

●

Pablo: Ja, ihr stelltet mich wieder auf den Ball. Aber ich hatte es gesehn! Ich hatte es gesehn da draußen! Da oben hatte ich nur eine einzige weißglühende Tiefe gesehn. Aber jetzt traten Einzelheiten aus dem Lichtflimmern vor, immer mehr und mehr erkannte ich, ständig stieg Neues vor mir auf, ich sah ein Meer von Dächern, sah Säulen, Tiere, Rauch, farbige flatternde Tücher, sah Fenster, hinter den Fenstern Zimmer, in den Zimmern Gestalten, jemand trug eine gläserne Kugel, jemand kleidete sich aus, einer malte eine Wand mit einem breiten Pinsel, ein Riese ritt auf einem grünen Pferd, ein Schwert in der ausgestreckten Hand, Kinder spielten auf der Gasse, eins verschwand grade in einer Grube, überall Menschen, allein oder in Gruppen, ein riesiges Bild sah ich und ich suchte nach einem Sinn des Bildes, fand immer wieder neuen Sinn, eine furchtbare Unruhe ergriff mich, ich wollte heraus, aber ich wagte noch nicht, ihr hieltet mich noch fest.

●

Verwalterin: Wie kannst du so grausam sein. Wir die wir dir Essen und Arbeit gaben. Einen besonderen Brei kochte ich dir, weil du so schwach warst, einen kräftigen Brei, hast du vergessen wie gern du den mochtest?
Pablo: Im Mülleimer faulte er jeden Abend. Ich erbrach ihn. — Und nachts schlich ich mich dann zur Speisekammer um mir zu stehlen was ich brauchte. — Diese nächtlichen Reisen. (Ein dumpfes Dröhnen füllt den Turm. Die Uhr tickt. Das Schnarchen, die Atemzüge der Schlafenden sind zu hören. Ein Sausen und Rauschen.)
Pablo: Wie in einem sinkenden Schiff, das Wasser strömt ein, der Onkel und die Tante da oben, wie hydraulische Pumpen. — Ich gleite durchs Haus auf dem großen Ball. Ich fliege, huiii, die Treppe herab — durch die Korridore, durch die Hallen, wie das saust und rauscht, wie groß das Haus ist. — Huiii, zum Keller, zum Löwen, Löwe! Löwe! bist du da? Löwe! Seine Augen leuchten, wie still er da liegt, (geheimnisvoll) er ist verzaubert. Ich werde dich befreien, Löwe, wir werden draußen durch die Welt laufen, wir werden laufen, laufen, niemand wird uns einhalten.
Zauberer: Pang! Da liegt er! Gutgezielter Schuß. Genau in den Nacken. Ich schieß nie daneben.

●

Direktor (klopft an eine Tasse): Wir werden heut das Programm mit einer neuen Nummer erweitern. Mal sehn, was haben wir denn zuerst. (In Papieren blätternd) „Tiefe Gefühle", „Duell", „Dressur", tja, ich glaub wir setzen ihn an den Anfang um gleich mal was neues zu zeigen, (wendet sich an den Zauberer) aber sind Sie auch sicher, ich meine ...
Zauberer: Absolut sicher, Herr Direktor, absolut.
Zwerg (nähert sich kichernd und schellenklirrend): Absolut, absolut!
Pablo (aus dem Stimmengewirr sehr nah): Jetzt fängt es an.
Zwerg (nah, flüsternd, heiser): Wo bin ich, wo bin ich?
(Während der folgenden Repliken Tassenklirren, Schlürfen, Murmeln im Hintergrund.)
Direktor: Wer fängt heut mit Repetition an?
Athlet: Athlet!
Direktor: Mit den schwersten Gewichten.
Athlet: Schwersten Gewichten!
Direktor: Nächster?
Spiegelfechter: Spiegelfechter!
Direktor: Neue Positionen zum Duell.
Spiegelfechter: Neue Positionen, Herr Direktor!
Direktor: Wer kommt dann?
Dompteuse: Dompteuse!
Direktor: Mit größeren Peitschen arbeiten.
Dompteuse: Größere Peitschen, Herr Direktor!
Zwerg (nah, flüsternd): Was geschieht hier, was geschieht denn hier?
Direktor: Dann kommt Carlo dran.

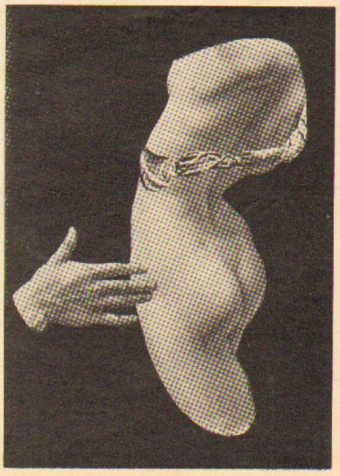
Carlo: Ja, Onkel.
Pablo: Ich bin drinnen im Turm.
Direktor: Und denkt dran, mehr Energie, mehr Enthusiasmus!
Verwalterin (im Hintergrund): Noch'n bißchen Kaffee?
Pablo (flüsternd): Ich muß aus dem Strick heraus.
Zwerg (echohaft flüsternd): Strick raus, Strick raus.
Direktor: Mehr Einfühlung! Ihr habt nachgelassen in der letzten Zeit! Wir dürfen nicht die Traditionen des Turms vergessen.
Zwerg (nachäffend): Taradition taradition
Verwalterin (näherkommend): Na endlich, ausgeschlafen? Sie sind mir aber ein Langschläfer. Bißchen Kaffee?
Direktor: Na wie gehts, Herr Ausbrecher?
Carlo: Ausbrecher, ist er Ausbrecher?
Dompteuse (vielsagend): Das ist lang her, daß wir einen Ausbrecher hatten.

●

Zauberer (einförmig, hypnotisierend): Hör wie die Zeit tickt, wie dir die Zeit davonrinnt, und du sitzt hier schlapp und müde, hör, die endlose Zeit, Stunden, Tage, Wochen, Monate, Jahre, hier hast du immer schon gesessen und gewartet, und wolltest raus und kamst nie raus, da sitzt du mit deinem Seil, die Zeit sickert unter deinen Füßen weg, nichts wird dir gelingen, bald werden wir dich festbinden, werden dich umwickeln mit dem Seil, dir die Brust einschnüren, du kommst nie los, gleich werden wir das Seil über dich werfen, zieh schon dein Hemd aus, daß wir dich besser binden können, so, so, und jetzt geht es gleich los, hör nur.
(Ein vielfältiges Raunen von Stimmen ist zu hören, ein Schaben von Füßen.)
Zauberer: Sieh nur, der Zuschauerraum ist voll, wir haben ausverkauft heut abend, alle die Gesichter, alle die Hände.
Direktor (gehetzt): Sind Sie bereit? Wir fangen gleich an!
(Das Raunen der Stimmen wird stärker. Ein Trommelwirbel setzt ein. Hände klatschen Beifall. Dann begleitet eine Trompete die Trommel zu einem Tusch.)
(Die Trommel liegt nun dumpf rollend hinter den Worten des Direktors.)
Direktor: Damen und Herren!
(Eine trompetenhafte Stimme echot)
Trompete: Damen und Herren!
Direktor: Gestatte mir vorzustellen!
Trompete: Gestatte, vorstellen!
Direktor: Ausbrecher Niente!
Trompete: Ausbrecher Niente!
(Beifallsgeklatsche. Pfiffe. Füßetrampeln.)
Direktor: Werden sehn denselben gebunden!
Trompete: Gebunden!
Direktor: Vom Hals bis zu den Zehen!
Trompete: Hals, Zehen!
Direktor: Mit diesem Strick!
Trompete: Strick!
Direktor: Aus welchem er sich befreit!
Trompete: Befreit!
Direktor: Ohne fremde Hilfe!
Trompete: Hilfe!
Direktor: Der Zauberkünstler und der Zwerg!
Trompete: Zauberkünstler, Zwerg!
Direktor: Unsere altbewährten Kräfte!
Trompete: Kräfte!
Direktor: Beginnen jetzt mit der Fesselung!
Trompete: Fesselung!
(Beifallsklatschen)
Direktor: Bitte verehrtes Publikum um absolute Ruhe!
Trompete: Ruhe!

●

(Die Instrumente setzen wieder ein: schabend, kratzend, knirschend, scheppernd.)



fünf gedich te von bez zel, hamm, kiesow, kla us, morsch el, mit vier fotografien aus dem zy klus der to te fisch von c l e r g u e

CHRIS BEZZEL

lidice
geh nach lidice
täglich im staub geh nach
lidice
staub im hals
gemahlen im hals um
klammert am hölzernen
gitter umklammert
scharf schneidend und
kurz
auf einen stein im
wege ein
stein einen
stein ein
wenig ins dunkle
zusammengerüttelt ein
wenig
korallen und
stummheit in
tropfen am
nachmittag staub ge
stäubt die
staubkörner b
zyklon zyklon b im
licht ein zittern im
licht doch
chlor ein zittern die
spitzen ein zittern im
fleisch die
spitzen im fleisch
und nur dann

Jürgen Morschel

laub

der gärtner kehrt laub
in den gärten aus zinn der
gärtner laub peitscht der
streich des besens des
laubs in den kehren die
gärtner kehren im laub

die pfeifen dampfen die
kehren des peitschens pfiffe
das laub die gärten dampfen
laub die peitschen besen die
pfiffe gärten aus zinn
wandern kehren im laub pfeift
gärten kehren ins laub

der gärtner kehrt laub zinn
peitschen die streiche besen
dampf in kehren wandert der
pfiff kehre ins laub gärten
pfeift kehren der zinngarten
die gärtner gehen im laub

HELMUT G. KIESOW

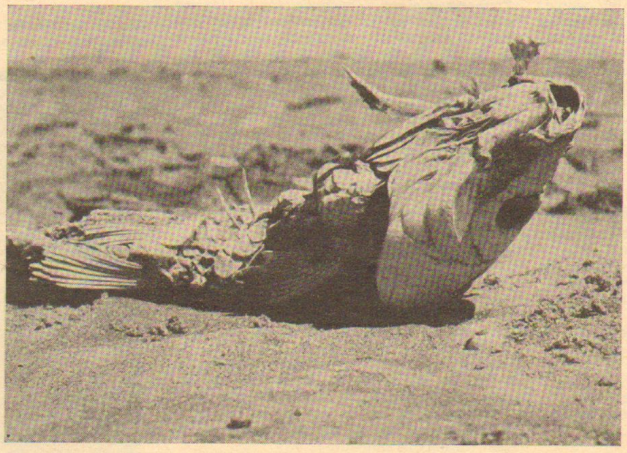
Versuch III

Das was eigentlich war in den
Straßen in unseren städten in
Unseren häusern war eigentlich
Nie eigentlich war nie krieg war
Nie frieden die straßen waren nie
Die häuser waren nie wir waren nie
Aber was war eigentlich wenn wir
Nicht waren eigentlich waren doch
Nur wir in den straßen wir sind
Noch immer stehen noch immer
Hilflos vor dem was eigentlich
Nie war wir sind hilflos wir
Stehen da stehen nur so da und
Fassen uns an den händen halten
Die hände vor die augen verdecken
Die augen heben die hände decken
Unsere augen zu sind augenlos

PETER HAMM

weiß nicht was ich gelesen habe

weiß nicht was ich gelesen habe
„sie starb in der fliederduftzeit"
mein körper war schon im sommer
meine haut schwitzte früchte aus
meine sehnsucht brauchte kein echo mehr
sie verlangte nicht mehr nach tod
weiß nicht was ich gelesen habe
auf dem äußersten zweig erst ich
unverständlich wie eine jungfrau
unmißverständlich grün wie mein wissen
„sie starb in der fliederduftzeit"
ihr begegnete kein eisberg
wie der mutter von michaux
ihr begegneten vergangenheit zukunft
mein körper aus schrecklicher hoffnung
undurchdringlicher



RICHARD KLAUS

Schlachtung eines Rindes

Der Himmel ist ein großes Ausgeweide:
die Lungenflügel bilden ein Haschee,
das rote Blut rollt über Knochenschnee,
und Leberlappen bilden Glutgeschmeide.

Der Schlächterdolch des Mondes wippt darin
und sägt aus diesem Rumpsteak sich die Grieben,
die brutzeln in der Pfanne, überrieben
von scharfem Pfeffer, Lorbeer, Rosmarin.

Wer mästete dies Riesenrind vorzeiten
und striegelte das kuhgescheckte Fell
mit Hafer, Bürste, Kleie, gelbem Hopfen?

Wer durfte es zur roten Schlachtbank leiten,
aufschlitzen diesen Bauch aus Karamel,
die Därme mit Gehäckseltem zu stopfen?

DISKUS in Frankfurt

Neuer Rektor

Professor Dr. Fritz Neumark, der für die kommenden zwei Semester Rektor der Frankfurter Universität sein wird, ist in diesem Amte kein Unbekannter mehr. Schon einmal nämlich, im Jahre 1954 war Neumark zum Rektor gewählt worden. Damals trat er die Nachfolge von Professor Dr. Gans an. Seine aus Anlaß der Amtsübernahme 1954 gehaltene Rede – „Wirtschaftsprobleme im Spiegel des modernen Romans", die in der Sammlung „Frankfurter Universitätsreden" erschienen ist – gehört zu den originellsten Ausführungen, die in Frankfurt bei einer derartigen Amtsübernahme gemacht wurden.

Der neue Rektor, aus Hannover gebürtig, studierte in Jena, Hamburg, München und Berlin und promovierte 1921 über das Thema „Begriff und Wesen der Inflation". Er kam vier Jahre darauf als Assistent nach Frankfurt und habilitierte sich hier 1927 mit einer Arbeit über den Reichshaushaltsplan. 1933 ging Neumark nach Istanbul und kehrte nach Kriegsende nach Deutschland zurück. Er wurde 1952 ordentlicher Professor in Frankfurt und blieb Stadt und Universität bis heute treu.

Professor Neumark war Vizepräsident des Internationalen Finanzinstituts, gab das „Finanzarchiv" heraus und ist Mitherausgeber des internationalen „Handbuches der Finanzwissenschaften". Von seinen Publikationen erwähnen wir „Neue Ideologien der Wirtschaftspolitik" (1936) und „Theorie und Praxis moderner Einkommensbesteuerung" (1947). –mt

Amerikanische Literatur

Unter der Schirmherrschaft des Rektors der Universität Frankfurt beschäftigt sich das **Amerika-Haus** Frankfurt in diesem Winter mit: „The Great Experiment in American Literature"

I. Vortrag von Professor John V. Hagopian, Saarbrücken, über „Katherine Anne Porter" am Donnerstag, den 30. November um 20 Uhr

II. Vortrag von Professor Viebrock über „F. Scott Fitzgerald" gegen Mitte Januar

III. Professor Marcus Cunliffe, Manchester gegen Mitte Februar

Hochschulnachrichten

Habilitationen:

Dr. Gerhard Bosch (Neurologie und Psychiatrie)
Dr. Franz Link (Amerikanische Literatur und Kultur)
Dr. Hans Berckhemer (Geophysik)
Dr. Theodor Eckert (Pharmazie)
Dr. Wolfgang Pohlit (Biophysik)
Dr. Helmut Salzmann (Mathematik)
Dr. Gerald Grawert (Theoretische Physik)
Dr. Heinzwerner Preuß (Theoretische Physikalische Chemie)
Dr. Herbert Geyer (Wirtschaftliche Staatswissenschaften)

Ehrungen:

Prof. Dr. Hans-Jürgen Schlochauer wurde auf Vorschlag des Bundespräsidenten zum Membre de la Cour Permanente d'Arbitrage, zum Mitglied des Ständigen Schiedsgerichtshofes in Den Haag, ernannt.
Prof. Dr. Alfred Rammelmeyer wurde erneut auf die Dauer von zwei Jahren in den Forschungsrat des Landes Hessen gewählt und in das Kuratorium des „Ortskundlichen Kollegs" des Landes Hessen berufen.
Prof. Dr. Dr. Dr. Boris Rajewsky wurde zum Ehrenmitglied der Sociedad Columbiana de Radiologia ernannt und erhielt von der Universität Bologna das Siglum Magnum in Silber.
Prof. Dr. Anton Gramberg wurde zum Dr.-Ing. e. h. der Technischen Hochschule Aachen promoviert.

Prof. Dr. Herbert Lehmann wurde als Mitglied in die Deutsche Akademie der Naturforscher „Leopoldina" Halle, gewählt.
Prof. Dr. Karl Hax wurde in den Forschungsrat des Landes Hessen gewählt.

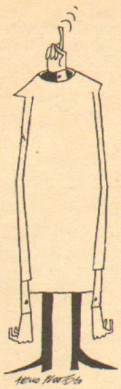
Gastvorlesungen und Auslandsaufenthalte:

Prof. Dr. Adalbert Erler wird im Rahmen des Professorenaustausches Frankfurt–Rom im Wintersemester 1961/62 an der Universität Rom lehren.
Prof. Dr. Helmut Osthoff nimmt an dem im August und September stattfindenden Internationalen Kongreß für Musikwissenschaft in New York teil.
Prof. Dr. Willy Hartner wird im Wintersemester 1961/62 als Gastprofessor an der Harvard-University, Cambridge/Mass., tätig sein.

Zehn Jahre Filmstudio

Randnoten eines Unverbesserlichen

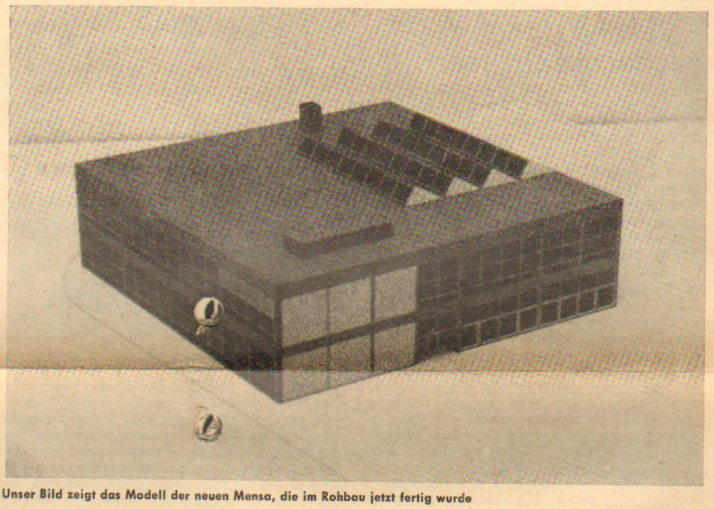
Inkonsequenz scheint hierzulande nicht ehrenrührig. Sie ist nur eine jener Komponenten, die das Leben in deutschen Vereinen halbwegs erträglich machen. Oftmals Anlaß zu jener Meierei, die als die „teutonische" in die Chronik menschlicher Beziehungen eingegangen ist, erweist sie sich aber bei näherer Prüfung als vollkommen harmlos und ungefährlich.
Was sagt man nun zu einer Institution, deren Statute jenen avantgardistischen Passus enthalten: . . . ist eine studentische Gemeinschaft, die durch Vorführung ausgesuchter Filme und durch Eigenproduktion wissenschaftlicher und Dokumentarfilme im Rahmen der Frankfurter Universität für den wertvollen Film wirken will! Man kennt die Tatsachen, erinnert sich, lächelt und schweigt ansonsten.
Zwar sind die Vorführungen gewiß ausgesucht, aber mit der Eigenproduktion haperts halt ein bißchen. Man bosselt, kleistert und vertont, aber der Schinken, der dann serviert wird, ist eben ungenießbar. Die Protagonisten der „Nouvelle Vague" in Frankreich tun sich leicht, wenn sie behaupten, „daß Filmen die Kunst der Zwanzigjährigen sei!" Sie haben die deutsche Gründlichkeit vergessen und die Struktur deutscher Vereine. Da kann trotz kompletter Synchronisierungsanlage, Kameras und Zubehör nichts Rechtes herauskommen. Denn die Caesaren der Technik wollen immer die Drehbücher schreiben und die Schreibgewaltigen an die Kamera.
So erstaunt es niemanden, daß die „filmwissenschaftliche" Publikation des Filmstudios, nämlich das „FILMSTUDIO", zwar manche Perlen, aber mehr schmückendes und durchaus dilettantisches Beiwerk veröffentlicht, und daß die Bibliothek dem Gros der „ordentlichen Mitglieder" nur dem Namen nach bekannt ist. Das Filmstudio feiert demnächst sein erstes Dezennium. Sicherlich mit der üblichen Laudatio des üblichen Professors, der seine Ausführungen auf die Begriffe „der Aufgabe", der Verantwortung und auf die Position der Mittlerstellung beschränken wird. Das Wort Inkonsequenz dürfte er wohl kaum erläutern. Denn es besitzt keinen festlichen Charakter und mit gutem Cognac verträgt es sich nicht. Und auf den wollen wir doch keinesfalls verzichten.
gd-cc



1400 monatlich

Man gebe das Wundern auf, und die Klage, auch über die strapazierten Schreibmaschinen jener Skribenten, die in der deutschen Weltpresse ihren kleinen Geschäftchen nachgehen und die Größe ihres Erfolges an der Größe ihrer Schlagzeilen messen.
Erzählte doch unlängst Frau Dr. Ines Rodehau in „BILD" vom 19. September etwas über den studentischen Schnelldienst. Unter der Überschrift „Bettelstudenten gibt es bei uns nicht mehr", vermehrt durch den Untertitel „Der Wohlstand hat auch die deutschen Universitäten erreicht", mutet sie ihren Lesern die Neuigkeiten zu, daß der Durchschnittsjobber ein Monatsgehalt von „900 DM" und der ganz fleißige Starjobber ein Gehalt von „1400 DM" monatlich nach Hause trage.
Wozu? – Nun, „er arbeitet für einen Wagen, eine Auslandsreise, oder ganz einfach nur, um seinen persönlichen Lebensstandard zu verbessern" und sie fügt besorgt hinzu, „daß nicht wenige Studenten am reinen Geldverdienen soviel Geschmack finden, daß sie ihr Studium kurzerhand an den Nagel hängen!"
Wer selbst mühsam aus Schnelldienstjobs seine Studien finanzieren mußte, weiß die platte Unverschämtheit dieser Zeilen und die hohe Meinung, die die Autorin für geistige Arbeit hegt, zu schätzen.
Sie vergißt, daß wissenschaftliche Bücher teuer sind, daß die Zimmerpreise einer Fieberkurve gleichen, daß das Gefühl eines vollen Magens auch teuer erkauft werden muß, und daß nur jeder sechste Student in Deutschland ein Stipendium nach dem Honnefer Modell bekommt. Wo hat die Dame eigentlich ihre Informationen her? Von etlichen studentischen Playboys ihrer Bekanntschaft, die die primäre Phase des akademischen Lebens schon weit hinter sich gelassen haben und sich jetzt unbesorgt auf die Anschaffung eines neuen Wagens hinarbeiten können? Man weiß es nicht. Leider. Sirius

Mensa-Richtfest



Unser Bild zeigt das Modell der neuen Mensa, die im Rohbau jetzt fertig wurde

Für das neue Mensagebäude, dessen Bau im Mai dieses Jahres begonnen wurde, und das wahrscheinlich zu Beginn des Wintersemesters 1962/63 seine Tore öffnen wird, werden rund sechs Millionen Mark aufgewendet. Mit diesem Bauvorhaben wird endlich dem Wunsch der Universität und der Studenten Rechnung getragen, denen die unzureichenden Verpflegungsmöglichkeiten das Studium erschweren. Besonders bedrängend wurde der Notstand, nachdem im Frühjahr die Hochschule für Erziehung der Johann Wolfgang Goethe-Universität angegliedert wurde. Bisher verfügte die Universität über drei Mensen mit zusammen etwa 350 Plätzen. Dei meisten Studenten, die in den Spitzenzeiten von 12 bis 14 Uhr nicht eine halbe Stunde und länger warten konnten, sahen sich gezwungen, sich selbst zu verpflegen oder ein teures Mittagessen in einem der benachbarten Restaurants einzunehmen.
Die neue Mensa soll eine schnelle, reibungslosere und bessere Verpflegung ermöglichen. Sie umfaßt zwei große Speisesäle mit 450 und 600 Plätzen, so daß nach vorsichtiger Schätzung täglich bis zu 4000 Essen ausgegeben werden können. Außerdem sind ein Frühstücksraum und ein Restaurationsraum mit je 160 Plätzen geplant. Der Restaurationsraum ist für Dozenten und Gäste vorgesehen und soll außerdem für Veranstaltungen der Universität und der Studentenschaft zur Verfügung stehen. Eine eigene Konditorei und Metzgerei, ein Kühlhaus und eine Müllverbrennungsanlage sind technische Verbesserungen, die die Arbeit in der neuen Mensa bequemer gestalten sollen. günter dill

Handelsblatt
DEUTSCHE WIRTSCHAFTSZEITUNG

Vorzugspreis für Studierende
DM 3,50 bei freier Zustellung an die Studien- und Ferienadresse · Kostenlose Probelieferung durch
VERLAG HANDELSBLATT · DÜSSELDORF

Frankfurt a. M., Goethestraße 1 (am Goetheplatz) Telefon: 2 36 33 und 2 52 64
Fachbücher aus allen Gebieten: Jura, Wirtschaftswissenschaft, Technik, Medizin, Naturwissenschaften
Universitätsbuchhandlung
Blazek & Bergmann

WELTSPARTAG
30. OKTOBER
wer spart kommt vorwärts

Mit 20 % Sparprämie schneller an's Ziel
STADTSPARKASSE
Frankfurt am Main · Hasengasse 4 · 42 Zweigstellen

Erinnerungen an Sardinien

Als am Morgen des 29. Juli dieses Jahres das Motorschiff TORRES mit der ersten Gruppe Frankfurter Studenten in den Golf von Asinara an der Nordküste Sardiniens einlief, wurden in dem 150 km entfernt gelegenen Feriendorf in aller Eile noch die letzten Bauarbeiten abgeschlossen.

„Liscia di Scopa" heißt im Galluresischen das Tälchen, an dessen Ausmündung das „Feriendorf der Universität Frankfurt VALLE DELL' ERICA" errichtet wurde.

Die herbe Schönheit dieser wenig berührten Küstenlandschaft, die windgeschützte und durch das vorgelagerte Inselarchipel auch seegeschützte Lage, der Strand mit zahlreichen größeren und kleineren Sandbuchten, die für Sardinien ungewöhnlich gute Süßwasserversorgung und schließlich die Gastfreundschaft des einheimischen Gutsbesitzers haben in Frankfurt den Ausschlag zur Errichtung dieses Feriendorfes gegeben.

Das Meer bestimmte das Leben in VALLE DELL'ERICA. Wenige Schritte genügen, um aus dem Schatten der schilfrohrgedeckten Terrassen in das Wasser zu gelangen. „Frutta di Mare", neben kleineren Fischen besonders die verschiedenen Muschelarten und Seeigel, wurden für manche Landratte zur selbstverständlichen Mahlzeit.

Unruhe verursachte in den Anfangstagen ein großer Rochen von mehr als einem Meter Breite, der aus der Tiefe starr zu den Schwimmern emporblickte. Der ungewohnte Betrieb scheint ihn aber schon nach wenigen Tagen aus seiner Stammbucht vertrieben zu haben.

Das Feriendorf hat in der sardischen Öffentlichkeit große Beachtung gefunden. Neben Kurzberichten in Fernsehen und Wochenschau und Darstellungen in der örtlichen Presse brachte Radio Cagliari eine größere Reportage, zu der die deutschen Gäste mit heimatlichen Liedern beisteuerten. Einer der offiziellen Höhepunkte für VALLE DELL'ERICA war der Besuch des Fremdenverkehrsministers Covacivich, der größere staatliche Hilfen zur Erweiterung des Feriendorfes zusicherte.

Während die Bewohner des Feriendorfes in der Weite des Küstengeländes tagsüber fast unauffindbar waren, gab es abends so etwas wie ein gesellschaftliches Leben. Nicht nur, daß sich Gruppen deutscher und einheimischer Studenten zusammenfanden, um gemeinsam zu musizieren; der Samstagabendball unter den offenen Arkaden des „Festsaales" wurde bald zu einem festen Bestandteil des Dorflebens.

Einmal veranstalteten sardische Hirten, deren Tiere so oft das Feriendorf durchzogen, ein nächtliches Hammelbraten. Über offenem Feuer hantierten sie nach überlieferter Weise an langen Spießen, während die Studenten in weitem Kreis um das Feuer lagerten und so bei sardinischem Wein und der sich bald einstellenden Fröhlichkeit an einem Hirtenfest teilnahmen, das zu den eindrucksvollsten Erlebnissen des ganzen Sardinienaufenthaltes zählen dürfte.

Wolf K. Lebeau

Der italienische Fremdenverkehrsminister (ganz rechts) mit den Feriendorf-Honoratioren

...vermischte nachrichten...sport...vermischte nachrichten...sport...vermischte nachrichten...sport..

hochschulturnier

Seit 1958 arbeitet die Reitergruppe der Universität Frankfurt an einem großen Vorhaben: der deutsche Hochschulsport sollte um das erste Hochschulvergleichsturnier im Reiten bereichert werden.

Wer die Lage, in der sich der hiesige Reitsport befindet, kennt, wird ermessen können, welche Schwierigkeiten diesem Vorhaben entgegenstanden. Erst als E. Graf v. Rothkirch und Trach den Reitstall Rettershof im Taunus den Studenten überließ, war an die Durchführung des Turniers zu denken, das dann am 22. Juli unter dem Schall zweier Jagdhörner eröffnet wurde.

Zur Begrüßung der Reitgruppen von Aachen, Bonn, Erlangen, Gießen, Mainz und Frankfurt, die jeweils mit einer Mannschaft von 3 Reitern starteten, und der zahlreichen Besucher waren Prof. Dr. Erler und Dr. Münter erschienen, die eine Grußbotschaft des Rektors überbrachten. Die Fahnen der Bundesrepublik, des Rettershofes und der Stadt Frankfurt flatterten über das Dressur-Viereck und den mit Blumen und Zweigen geschmückten Parcours. Durch den Lautsprecher klangen Reitermärsche, als in Dressur- und Springprüfungen der Klasse A (Einzel- und Mannschaftsreiten) die besten Mannschaften ermittelt wurden. Der Rektor hatte eine Medaille gestiftet. Die Siegerehrung brachte folgendes Ergebnis:

1.	Universität Bonn	25,6
2.	Universität Erlangen	25,8
3.	Universität Gießen	27,9
4.	Universität Frankfurt	29,0
5.	Technische Hochschule Aachen	31,2
6.	Universität Mainz	31,6

Gemäß der Ausschreibung mußten sich die fünf besten Reiter den schwierigen Dressur- und Springprüfungen der Klasse L. unterziehen. Nach beachtlichen Leistungen stand bis zum letzten Augenblick die Entscheidung offen.

Dressurprüfung Klasse L

1. E. v. Velsen, Bonn, auf Kurfürst 1,0 Pkte
2. V. Moritz, TH Aachen, auf Amsel 1,1 „
3. P. Bernard, Erlangen, auf Berry 1,8 „
4. P. Eigen, Erlangen, auf Meise 3,0 „
5. Chr. Scheel, Bonn, auf Bella 3,0 „

Springprüfung Klasse L

1. H. Berling, Gießen, auf Amsel 0 Fehler, 57,1 sek.
2. J. v. Lepel, Gießen, auf Simba 0 Fehler, 60,1 sek.
3. P. Eigen, Erlangen, auf Berry 0 Fehler, 63,1 sek.
4. D. V. Hopfgarten, Mainz, auf Achim 3 Fehler, 54,3 sek.

H. J. Drissler

universitätskliniken

Die Mühlen der öffentlichen Verwaltung mahlen langsam. Drei Jahre, nachdem der Frankfurter Magistrat ein Raumprogramm für Neubauten innerhalb der Universitätskliniken vorgelegt hatte, informiert er nun die Öffentlichkeit über die in der Zwischenzeit neu ausgearbeiteten Pläne. Wie erinnerlich hatte die Medizinische Fakultät in den Semesterferien die Flucht in die Öffentlichkeit angetreten, um die Dringlichkeit wieder in Erinnerung zu rufen. Es hat sich inzwischen herausgestellt, daß die damalige Bauplanung — auch in anderen Teilen überholt — der Entwicklung von Diagnostik und Therapie nicht mehr gerecht zu werden vermag.

Für Umbauten und Neubauten will die Stadt Frankfurt nun 200 Millionen Mark aufbringen, eine Summe, die sich für den ohnehin stark verschuldeten Stadthaushalt als eine außerordentliche Belastung erweisen dürfte. Ein Vergleich mit ähnlichen Bauvorhaben in Hamburg, Berlin, München, Heidelberg und Düsseldorf zeigt jedoch, daß sich diese Aufwendungen durchaus im Bereich des Notwendigen bewegen. Hamburg rechnet zum Beispiel für die Sanierung seiner Kliniken in Eppendorf mit Unkosten in Höhe von 190 Millionen Mark. Da sich die Universitätskliniken längst in einem gewissen Sinne aus der Hochschule emanzipiert und überregionale Bedeutung gewonnen haben, soll nach den Vorstellungen des Magistrats das Land Hessen und der Wissenschaftsrat an den Kosten beteiligt werden. Man hofft, daß der Wissenschaftsrat seine Hilfe zusagt, da er den Ausbau der Universitätskliniken ausdrücklich als förderungswürdig anerkannt habe.

rf

fachschaftswahlen

Am 8., 9., 10. November findet in der juristischen Fachschaft die Wiederholung der Wahl zum Studentenparlament für das Wintersemester 1961/62 statt. Eine Wahlversammlung wird möglicherweise am Freitag, dem 3. November, abgehalten.

In dem Verfahren zur Prüfung des Einspruchs des stud. jur. Hartmut W[illkomm], Frankfurt/Main, gegen die am 5.—7. 7. 1961 stattgefundene Wahl der Vertreter der juristischen Fachschaft im Studentenparlament der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt/Main hat das Wahlgericht unter Mitwirkung von Prof. Dr. W. Mallmann, als Vorsitzenden, Prof. Dr. H.-J. Abraham, stud. rer. pol. [Adolf] Lamperstorfer in der Sitzung vom 24. Juli 1961 durch Beschluß für Recht erkannt:

„Die Wahl der juristischen Fachschaft zum Studentenparlament vom 5.—7. Juli 1961 wird für ungültig erklärt".

Die Wahl zur juristischen Fachschaft verstieß gegen § 12 Satz 1 der Wahlordnung, wonach zur Stimmabgabe ausschließlich vom Wahlausschuß vorbereitete Wahlzettel benutzt werden dürfen. Aus ungeklärten Gründen waren zehn irrtümlich überstempelte Wahlzettel in den Wahlvorgang geraten, die gemäß § 13 ungültig waren. Bei gleichlautender Stimmabgabe auf gültigen Zetteln wäre der zweit- und drittgewählte Vertreter stimmengleich gewesen. Da nur zwei Parlamentarier neu zu wählen waren, mußte das Wahlgericht somit auch bei verständiger Würdigung der Sachlage ein anderes Wahlergebnis als wahrscheinlich annehmen und die Wahl der juristischen Fachschaft gemäß § 18 der Wahlordnung für ungültig erklären. Die Gültigkeit der Wahl in den anderen Fachschaften wird davon nicht berührt.

studentenzimmer

Im Laufe dieses Semesters wird die Frankfurter Universität mit nahezu tausend Neuzugängen zu rechnen haben. Am ersten Immatrikulationstag konnte die studentische Zimmervermittlung ganze 60 Zimmer anbieten, davon 25 für Studenten und 35 für Studentinnen. Weiß der Himmel, wo die restlichen Kommilitonen überwintern sollen!

Von schamloser Ausnutzung zeugen die Mietpreise. Nach einer Statistik des Studentenwerkes liegen sie zwischen DM 80,— und 100,—; Heizung und Licht werden in der Mehrzahl noch gesondert berechnet. Von den insgesamt 85 Zimmern, die in den Semesterferien bis zum Immatrikulationstag (16. 10.) vermittelt werden konnten, sind 15 an der Peripherie des Verkehrsnetzes gelegen (Dörnigheim, Buchschlag etc.). In zehn Fällen war die Übernahme von Hausarbeiten, Nachhilfestunden und anderen Dienstleistungen Bedingung. Bei 20 Plüschherbergen war eine Miete von über DM 100,— zu entrichten.

Diese Zahlen sprechen für sich. Es ist in jedem Semester das gleiche Bild, das sich wohl erst dann ändern wird, wenn in Frankfurt neue Studentenwohnheime erbaut werden. Mit 361 Wohnheimplätzen liegt Frankfurt an der letzten Stelle in der Bundesrepublik.

rf

Berufungen an die Universität Frankfurt a. M.:
Prof. Dr. George Hendrick (Amerikanistik)
Prof. Dr. Georg Süßmann (Theoretische Physik) – unter gleichzeitiger Ernennung zum Mitdirektor des Instituts für theoretische Physik –
Priv.Doz. Dr. Gerhard Pfleiderer (Biochemie)

Rufe an andere Universitäten:
Prof. Dr. Walter Sandritter an die Universität Gießen
Prof. Dr. Günter Spendel als ordentlicher Professor an die Universität Würzburg –
Priv.Doz. Dr. Gerhard Lüke als ordentlicher Professor an die Universität des Saarlandes
Prof. Dr. Arnold Münster auf das Extraordinariat für Physikalische Chemie an der Universität Kiel

Lehraufträge:
Charles A. M. Williamson – Praktische Übungen zur modernen englischen Literatur, insbes. dem Drama –
cand. phil. Erich Keller – Einführungskurse in die lateinische Sprache –
Dr. Günter Reiser für Wirtschaftswerbung

Johannes Alt
Die Buchhandlung für den Mediziner · Frankfurt a. M.-Süd 10
Gartenstraße 134 · Tel. 61993
Haltestelle Hippodrom
Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaft

Peter Naacher
Buchhandlung für Universitätswissenschaften
Bockenheimer Landstr. 133
Zentrale: Steinweg 3
Ruf 26641, 687644
Bücher für Ihr Studium · Literatur unserer Zeit
Wesentliche Veröffentlichungen des In- und Auslandes

Luise Pollinger
Papier · Bürobedarf · Drucksachen · Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen
Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt · Selbstbedienung:
Bockenheimer Landstraße 133 · Fernruf 776377
Frankfurt am Main · Bockenheimer Landstraße 131 · Fernruf 775589
Kollegbedarf
Füllhalter
Feinpapiere
Geschenke
Büro-, Zeichen-, Schulartikel

Foto WAGNER berät Sie in allen Foto-u. Kinofragen
FRANKFURT/M · BOCKENHEIMER WARTE · RUF 771657
Nur 1 Minute von der Universität!

Ein Gesetzentwurf aus der Mottenkiste?

1

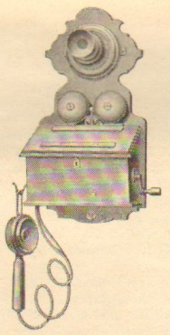
In der hessischen Landeshauptstadt werden die Aussichten nicht mehr sehr hoch eingeschätzt, daß der Gesetzentwurf des hessischen Kultusministeriums über die Studentenwerke bei den wissenschaftlichen Hochschulen des Landes Hessen in der vorliegenden Fassung eine parlamentarische Mehrheit finden wird. Der von Kultusminister Schütte und seinem Hochschulreferenten Bickelhaupt ausgearbeitete Entwurf sieht eine Umwandlung der Studentenwerke in Landesanstalten öffentlichen Rechts vor, die unter der Aufsicht des Kultusministers stehen. Gegen diese Absicht wandten sich in zum Teil scharfer Form weite Hochschulkreise, darunter die Universität Frankfurt, an der das Studentenwerk wie auch in Gießen ein privatrechtlicher Verein ist, und der hessische Landesverband des Verbandes Deutscher Studentenschaften. Insbesondere wurden Bedenken vorgetragen, daß der Einfluß der Hochschulen und der Studentenschaft auf die Studentenwerke zugunsten des Staates eingeschränkt und der ursprüngliche Charakter der Studentenwerke als genossenschaftliche Selbsthilfeeinrichtung vollständig beseitigt werde.
Inzwischen ist deutlich geworden, daß der Entwurf traditionelle staatssozialistische Tendenzen verfolgt. Es wird darauf hingewiesen, daß SPD-Kreise bereits in der Weimarer Zeit eine Verstaatlichung der Studentenwerke angestrebt haben. Im Entwurf eines „Hochschulprogramms des Verbandes sozialistischer Studentengruppen Deutschlands und Österreichs" der Ortsgruppe Berlin, der später vom gesamten sozialistischen Studentenverband angenommen wurde, finden sich folgende Forderungen:

- „Die Wirtschaftshilfe ‚Deutsches Studentenwerk' mit der angeschlossenen ‚Studienstiftung des Deutschen Volkes' und der ‚Darlehenskasse' ist zu verstaatlichen . . ."
- „Mit der Verstaatlichung des Studentenwerks gehen die bisherigen Wirtschaftseinrichtungen an den einzelnen Hochschulen in das ‚Staatliche Studentenwerk' über. In den Hochschulorten sind örtliche Ausschüsse analog dem Reichsausschuß zu bilden. Sie haben mit den Kommunalbehörden die örtliche Wirtschaftsarbeit durchzuführen".

Der Programmentwurf der sozialistischen Studenten, der in der kulturpolitischen Zeitschrift „Aufbau" vom 12. 12. 1929 veröffentlicht wurde, forderte ferner, daß „die Mittel der ‚Studienstiftung des Deutschen Volkes' vornehmlich – bis zu 70 % – für Arbeiterkinder bereitzustellen" sind. „Empfehlungen zur Aufnahme durch Arbeiterorganisationen" heißt es dort weiter, „sind individuellen Empfehlungen gleichzusetzen."
Das Hochschulprogramm, das eine Unzufriedenheit der Sozialisten mit dem damaligen Förderungsverfahren verrät, erhielt dadurch besondere Bedeutung, daß kurz nach seiner Verkündung der (parteilose) preußische Kultusminister C. H. Becker durch Adolf Grimme (SPD) ersetzt wurde. Zur Verstaatlichung des 1921 als genossenschaftliche Selbsthilfe gegründeten Studentenwerks kam es jedoch erst 1934 durch den Nationalsozialismus.
Im Schütte-Bickelhaupt-Entwurf von 1960 sieht man nun wesentliche Züge des Entwurfs der sozialistischen Studenten von 1929 wiederaufgenommen. „Nichts anderes als Abschaffung der studentischen Selbsthilfe kann es sein, wenn anläßlich der beabsichtigten Umwandlung der hessischen Studentenwerke in Anstalten des öffentlichen Rechts im Gesetzentwurf der hessischen Landesregierung der Gesamtbereich der studentischen Selbsthilfe zu einer staatlichen Aufgabe erklärt wird", meint der Leiter des Sozialamtes des Deutschen Bundesstudentenringes, Theo Tupetz. -akd-

2

Die Auseinandersetzungen um eine Gesetzesvorlage der hessischen Landesregierung sind in ein neues Stadium getreten. Die Mitgliederversammlung des Frankfurter Studentenwerks, das als privatrechtlicher Verein organisiert ist, hat sich durch Beschluß vom 27. Juli dieses Jahres geweigert, das „Studentenwerk Frankfurt am Main e. V." zu liquidieren und das Vereinsvermögen an die im Gesetzesentwurf vorgesehene Landesanstalt zu übertragen. Damit dürfte die Umwandlung des privatrechtlichen Vereins „Studentenwerk Frankfurt" in eine Landesanstalt auf Schwierigkeiten stoßen, da der Gesetzentwurf selbst in seinem § 14 eine derartige freiwillige Vermögensübertragung, der die Auflösung vorangehen muß, vorsieht. Eine zwangsweise Liquidierung durch die hessische Landesregierung würde naturgemäß mit beträchtlichen rechtlichen Hindernissen rechnen müssen. Allerdings befürchtet man in Frankfurt, daß die Landesregierung einen Personalkostenzuschuß für die Geschäftsstelle des Studentenwerkes in Höhe von DM 100 000 pro Haushaltsjahr streichen wird und weiterhin versuchen dürfte, die Abwicklung der Studienförderung nach dem Honnefer Modell der zu errichtenden Landesanstalt zu übertragen, um so das Studentenwerk langsam aber sicher „totlaufen" zu lassen. Dennoch ist man in Frankfurt entschlossen, keinen Schritt mehr zurückzuweichen, da das hessische Kultusministerium in einen ehrlichen Kompromiß nicht einzuwilligen scheint.
Verhandlungsangebote des Landesverbandes Hessen im Verband Deutscher Studentenschaften als auch der Frankfurter Studentenvertretung, die hessischen Studentenwerke in Anstalten der Universitäten zu organisieren, sind von der hessischen Landesregierung ignoriert worden. Darüber hinaus hat Kultusminister Prof. Dr. Schütte ein dem ehemaligen VDS-Vorsitzenden Wetzel am 11. 11. 1960 brieflich gegebenes Versprechen, nämlich den Gesetzentwurf bis zur Vorlage eines Hochschulrahmengesetzes (Prof. Dr. Schütte sprach von der Verabschiedung der Universitätssatzungen, vgl. VDS-info 17. 11. 60) im Landtag zurückzustellen, schon wenige Wochen später gebrochen. Der Gesetzentwurf hat bereits den Landtag in erster Lesung durchlaufen. Ein Memorandum des Landesverbandes aus dem vorigen Jahre hat die Landesregierung bis zum heutigen Tage noch nicht beantwortet. Man will in Wiesbaden offensichtlich warten, bis unter den Studentenvertretern, die sich in dieser Materie auskennen, eine Wachablösung stattgefunden hat, um dann die Neulinge zu überfahren.
Indessen hat das Kultusministerium versucht, wenigstens die Geschäftsführer der hessischen Studentenwerke mit den geplanten Landesanstalten auszusöhnen. Dem Vernehmen nach soll diesen Bemühungen Erfolg beschieden gewesen sein, da die Geschäftsführer von der Umwandlung eine Bestallung zu Landesbeamten erwarten. Auch die Senate der wissenschaftlichen Hochschulen haben im Gegensatz zu entsprechenden Empfehlungen der Westdeutschen Rektorenkonferenz vermieden, eindeutig gegen den Gesetzentwurf Stellung zu beziehen. Lediglich der Akademische Senat der Universität Frankfurt hat sich klar gegen eine Landesanstalt ausgesprochen und sich dem Vorschlag des Landesverbandes, Universitätsanstalten zu errichten, angeschlossen. Der Ordinarius für öffentliches Recht an der Universität Marburg hingegen, Prof. Dr. Görg, hat in einem Gutachten, das deutlich den ehemaligen Ministerialbeamten verrät und das er später zu korrigieren gezwungen war, für den Vorschlag der Landesregierung plädiert und die Kritik der Studentenschaft als „unbegründet" zurückgewiesen.
Bei dem vorliegenden Gesetzentwurf „über die Studentenwerke bei den wissenschaftlichen Hochschulen des Landes Hessen" (Hessischer Landtag, IV. Wahlperiode, Drucksache I, Nr. 722) handelt es sich um den bisher schwersten in Hessen zu verzeichnenden Eingriff in die Rechte der Studentenschaft und darüber hinaus in die Autonomie der Hochschulen. Nachdem die Landesregierung durch eine Gebührenordnung aus dem Jahre 1957 bereits die Gebührenhoheit der Studentenschaft faktisch aufgehoben hat, obwohl ein hessisches (Volksstaat) Studentenschaftsgesetz von 1933 noch Rechtkraft besitzt und die entsprechenden neuen Ministerialerlasse nach Feststellung des Verwaltungsgerichtes Frankfurt a. M. vom 25. August 1959 (VI/2 – 949/58) lediglich verwaltungsinterne Richtlinien darstellen; nachdem ferner die im Art. 60 der Hessischen Verfassung garantierte Mitbeteiligung der Studentenschaft im Verfassungskommentar selbst als „soziologisch noch nicht eingelöst" bezeichnet wird, sollen nun die Studentenwerke in Sozialbehörden des Landes umgewandelt und damit dem Einfluß der Hochschulen entzogen werden. Der § 17 des Gesetzentwurfes ermächtigt den Kultusminister, beliebig Rechts- und Verwaltungsvorschriften ohne Einschaltung der gesetzgebenden Körperschaften (Landtag) und der Hochschulen zu erlassen, die dann die Organe der Anstalt binden. Ihre Einhaltung kann gegebenenfalls auf dem Wege der Rechtsaufsicht ohne weiteres erzwungen werden. Da diese Regelung praktisch einem Weisungsrecht gleichkommt, erweist sich die von der hessischen Landesregierung angekündigte Anstaltsautonomie damit als eine traurige Deklamation. -VDS-Info-



PERSONALIEN

Brigitte Ortner, die allen Iesehungrigen Studenten ob ihrer Freundlichkeit bekannte Bibliothekarin der Studentenbücherei, gedenkt sich am 18. November zu verehelichen.

Jochen Martini, den Musikliebhabern als Chormeister und Leiter des Dornbuschorchesters bekannt, brachte es bei einem Dirigentenwettbewerb des Nachwuchses in Salzburg bis in die Endrunde.

Gerhard Leithäuser, frischgebackener Diplom-Volkswirt, amtiert seit Juli dieses Jahres als Geschäftsführer der Frankfurter Studentenhäuser. Eine seiner ersten Maßnahmen war die Veranlassung, die Entscheidung über den Einzug in das „rote" Wohnheim an der Ginnheimer Landstraße wieder in die Hände des Aufnahmeausschusses zurückzugeben.

Heinz-Joachim Heydorn, Professor und Ratspräsident der Frankfurter Hochschule für Erziehung, ist dem SDS-Altherrenbund (Förderkreis) beigetreten. Heydorn, der nach dem Kriege als erster Bundesvorsitzender des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) gewirkt haben soll, gilt als Kandidat des linken SPD-Flügels für den Sessel des hessischen Kultusministers. Nach Informationen aus dem SDS sollen auch die Mitglieder des Fördererkreises von der bevorstehenden Unvereinbarkeitserklärung von SPD- und SDS-Mitgliedschaft betroffen sein.

Agilolf Lampertsdorfer, VW-Fan, hat dem AStA-Kraftfahrzeug-Referat in unermüdlicher Pflichterfüllung (Abrechnungsperiode: 1. 11. 1960 bis 13. 6. 1961) ein Defizit von DM 1500,– eingebrockt. AStA-Twen Lampertsdorfer hatte nämlich kurzerhand den PKW für die Bedürfnisse des exclusiven AStA-Vorstandes requiriert. Beim VW-Bus dagegen, der den studentischen Mandatsträgern nicht repräsentativ genug war und deshalb noch gelegentlich an Studenten vermietet wurde, ging es ohne Verlust ab. Fazit: Da hat man den Bock zum Gärtner gemacht.

Achaz von Thümen ist vom hessischen Kultusminister zum neuen Kurator der Frankfurter Universität ernannt worden. Dem Kurator untersteht die gesamte Wirtschaftsverwaltung der Universität. Herr von Thümen war vorher in Marburg tätig.

Wolfgang Stammler, Reorganisator der Studiobühne („Twens an die Arbeit") amtiert seit Juli dieses Jahres als stellvertretender Vermittlungsleiter im „Schnelldienst". Wie sich diese „Blutauffrischung" des in traditioneller Inzucht verhafteten Schnelldienstapparates auswirken wird, steht allerdings noch aus.

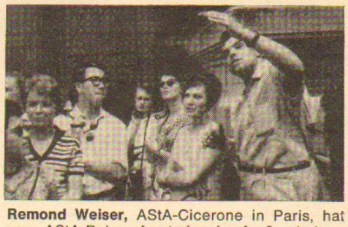
Thomas von der Vring, milchgesichtiger Miniatur-Lenin und SDS-Musterschüler, verkündete nahen Freunden die Maxime, daß man im westdeutschen Wohlstandsparadies den DISKUS ruhig einmal ohne, das fortschrittliche KONKRET aber nur mit Bezahlung mitsichgehen lassen dürfe.

Wilfried Scharnagl, Studenten-Ausschuß-Ersatzmann, soll bereits im Hochgefühl seiner sicheren Wahl zum AStA-Ausschuß-Vorsitzenden verschiedenen Zeitgenossen Pöstchen angeboten haben. So offerierte er, falls sich Duzfreund Lampertsdorfer auf dem Sessel des VW-Referenten nicht halten sollte, dieses Amt dem ehemaligen VDS-Vorsitzenden Wilfried Faß.

Wilfried Faß, stud. phil., von seinen Freunden Atze genannt, übernimmt ab 1. November das VW-Referat im hiesigen AStA. Von gleicher Stelle aus hatte er 1956 als Sachbearbeiter des Sozialreferates seine Funktionärslauf begonnen. Die Stationen seines unaufhaltsamen Aufstiegs waren AStA-Chef, Landesvorsitzender und VDS-Vorsteher für sechs Wochen. In seiner Bonner Vorstandszeit erwarb er einen VW-Führerschein, der ihn nun befähigt, an den Ausgangspunkt seiner Karriere zurückzukehren.

Hartmut Rotter, der gerne als „der Große" in die Geschichte der Frankfurter Studentenvertretung eingehen möchte, hat voller Erbitterung sein Amt als Vorsitzender der „Gesellschaft zur Förderung internationaler Hochschulbeziehungen" niedergelegt. Ihm verbleiben aber immer noch genügend Positionen (u. a. Vorsitzender des VDS-Landesverbandes Hessen, AStA-Vorsitzender der Universität Frankfurt, Vorsitzender der Stiftung Studentenhaus Frankfurt, Mitglied des erweiterten Vorstandes im Studentenwerk, studentischer Vertreter im Senat, Beisitzer im Immatrikulationsausschuß, Hauptausschußmitglied des Vereins „Internationale Solidaritätssammlung der deutschen Studentschaft e. V.") in denen seiner Tatkraft ungeschmälerter Einsatz wartet.

Hellmut Bickelhaupt, Oberregierungsrat im Wiesbadener Kultusministerium, der sich nicht nur wegen seiner unnachgiebigen Haltung bei der Vergabe von Zuschüssen an die Frankfurter Mensa häufig öffentlich kritisiert sah, wurde aus dem Schußfeld genommen. Er wurde von der Hochschulabteilung in ein anderes Ressort versetzt.



Remond Weiser, AStA-Cicerone in Paris, hat vom AStA-Reisereferat den Laufpaß erhalten. Die Führung durch das Kulturleben der Seinestadt tätigt seit neuem der des Französischen nicht mächtige Busunternehmer Helmut Pfeiffer. Durch den Weggang des von der Damenwelt umschwärmten Weiser dürften die Parisreisen besonders für die Frankfurter Studentinnen viel an Anziehungskraft verlieren.

STADTWERKE FRANKFURT AM MAIN

Wir raten – Wir dienen – Wir helfen

in allen Fragen der Stromanwendung kostenlos - individuell - fachmännisch

STADTWERKE FRANKFURT/MAIN
Dominikanerplatz 3

Für nur 2,36 DM pro Monat im Studentenabonnement

Politik, Wirtschaft und Technik im Spiegel zuverlässiger Informationen, sorgfältiger Analysen und bemerkenswerter Kommentare

Industriekurier

Deutschlands einflußreiche wirtschaftspolitische Zeitung · Düsseldorf · Pressehaus

Das naive Bild der Welt

Zur Ausstellung in Frankfurt

Die naive Malerei tritt mit dem Beginn der modernen Kunst ins allgemeine Blickfeld. Die Reaktion auf die akademische Malerei des 19. Jahrhunderts hat den Blick für die Malerei der Vorgeschichte, die Kunst der Naturvölker und die „ungekonnten" Bilder der Sonntagsmaler geöffnet. Gefördert wurde diese Malerei andererseits auch durch die Verkürzung der Arbeitszeit, denn die naiven Maler hatten ja alle ihren Beruf; so war Bauchant Gärtner, Dietrich Tagelöhner, Bombois Ringkämpfer, Vivin Postbeamter, Metelli Schuhmacher, Rousseau Zöllner. Eine sehr bemerkenswerte Ausstellung gibt zur Zeit Frankfurt die seltene Gelegenheit einer Begegnung mit der Welt der Sonntagsmaler, der abseits von allen Entwicklungen der modernen Kunst liegenden Märchenlandschaft der naiven Malerei. Wenn sich auch im Ergebnis, im Bild zuweilen Berührungspunkte mit der in der Entwicklung der Kunst stehenden Malerei zeigen, so bleiben doch die Voraussetzungen ganz verschieden. Das Verhalten des naiven Malers ist nicht reflexiv. Das Malen bedeutet für ihn nicht Reflektion über die Malerei, wie man es etwas überspitzt für die ungegenständliche Malerei sagen könnte, auch nicht Reflektion über die Umwelt wie in Teilen der gegenständlichen und abstrahierenden Kunst. Der naive Maler legt nicht ein Bild wie ein Ergebnis vor, zu dem er denkend und malend gekommen ist. Er ist der Sonntagsmaler, der zu seinem Vergnügen malt und sich malend die Welt, die er in seinen Bildern katalogisiert, aneignet. Er tritt der Welt unbefangen und unvoreingenommen wie ein Kind gegenüber, sein Blick ist a-historisch und a-perspektivisch. Die Dinge, die er sieht, sind ihm gleichwertig, gleichwertig in ihrem Verhältnis zu anderen Dingen und gleichwertig in ihrem Verhältnis zu Dingen der gleichen Art. Für ihn gibt es nicht ein Blatt oder einen Baum sondern das Blatt, den Baum und den Menschen; und dieses Blatt, diesen Baum vervielfältigt er und reiht sie zu seinen Landschaften. Er erfährt die Welt nicht vor der Natur sondern er ordnet sie aus seiner Phantasie; und von dieser Bildordnung aus nur geringfügig von einander abweichenden Einzelelementen kann man zugespitzt sagen, daß sie nach statistisch erfaßbarer Dichte und Häufigkeit entsteht, nicht aus Komposition sondern aus einer Reihe von Additionen quasi genormter Details. Das Wissen um die Details,

Bäume, Blätter und Gräser eines Urwaldes zum Beispiel, das Ersetzen ihrer natürlichen Verknüpfung durch ein Reihen, Aufzählen, nimmt dem naiven Weltbild alles Chaotische. Rousseaus Dschungel in „Lion dans la jungle" ist ein wohlgeordneter Dschungel. Die naiven Landschaften haben in ihrer konstruktiven Ordnung etwas von der Geordnetheit des französischen Gartens. In den Bildern fehlt auch die Größenhierarchie, die die Zentralperspektive erfordert; es wird alles in der gleichen Ebene dargestellt, es gibt nicht Wichtiges und Unwichtiges, kein Hintereinander sondern nur ein Nebeneinander. Alles wird in einer flächigen Form erfaßt, unkörperlich und auch unpsychologisch. Die bunte Farbgebung, die Freude am Ornamentalen schaffen eine große Heiterkeit.

Die Frankfurter Ausstellung gilt dem 20. Jahrhundert und besonders der Gegenwart. Es ist keine Übersichtsausstellung sondern der Versuch, die verschiedenen Sprachen der naiven Malerei an bedeutenden, vor allem in Deutschland weniger bekannten Individualitäten aufzuzeigen. Von den Franzosen sind vor allem Bilder der „klassischen" Naiven Rousseau und Bauchant zu nennen, in denen ein magischer Aspekt liegt, Trotin mit seinen heiter-bunten Pariser Straßenszenen und Gertrude O'Brady, auf deren Bildern phantastische Flugapparate den Himmel dekorieren. Die Grenzen zur „großen" Kunst verwischen zuweilen, Einflüsse werden sichtbar wie bei Lagru, dessen Strichel-Technik an van Gogh erinnert. Ein großer Raum ist den Malern von Haiti eingeräumt; bei dem bedeutendsten, Hippolyte, denkt man zuweilen an Gauguin. Zweifellos handelt es sich bei diesen Malern um eine andere Situation als bei den „klassischen" Naiven Europas; es ist mehr eine primitive, vor-naturalistische Malerei aus einer nicht nur vor-industriellen sondern auch vor-rationalen Umwelt. Georges Liautauds aus Eisen geschnittene und gehämmerte Figuren stehen noch in der Nähe des Fetischs. Bei den Jugoslawen – hier sind vor allem die Bilder Ivan Generalics, des Gründers der Hlebiner Schule, zu nennen, Grotesken, zarte Träume, großflächige dramatische Szenen – und auch bei den Lateinamerikanern erhebt sich dagegen die Frage ‚inwieweit die echte Naivität hier nicht verloren ist und das Naive nur als ein Stilmittel bewußt angewandt wird. Problematisch wird wohl auch die Frage nach einer naiven abstrakten Malerei. Gibt es eine solche? Manfred de la Motte bejaht es im Ausstellungskatalog: „Gewiß, wenn man das Naive als Ausdrucksform versteht, die nicht an den Sonntagsmaler gebunden ist. Zumindest gibt es das Naive als Technik – bisweilen bei Klee oder Dubuffet." Abstrakt sind die Bilder der Frau des Malers Bernhard Schultze, die sich Ursula nennt, kleinste aneinandergereihte, gehäkelte Muster, Wucherungen, in denen phantastische Gebilde auftauchen. Als Hinweis auf die Möglichkeit, aus naivem Bewußtsein abstrakte Bilder zu malen, ist ein Bild von Buchheister in die Ausstellung genommen worden, eine Collage aus Glas, Holz, Metall und Farbe, die, wie die Elemente der naiven Malerei im strengeren Sinn, nicht in relativer Beziehung zueinander gesetzt sind sondern als absoluter Wert. Eine Unbefangenheit gegenüber dem Material zeigt sich im übrigen nur bei dem Luxemburger John Roeder, der mit Öl und Sand auf Spiegel eine Landschaft gemalt hat, in der man, sich spiegelnd, plötzlich sein Gesicht entdeckt. Das ist eine Ausnahme, die Unbefangenheit gegenüber den Malmitteln fehlt den naiven Malern im allgemeinen, auch Rousseaus geheime Sehnsucht ging ja nach einer akademisch richtigen Malerei. Der naive Maler ist kein Experimentator, es geht ihm gar nicht um die Malerei, es gibt bei ihm keine Entwicklung, sondern nur das kindliche Staunen vor dem Wunder der Welt.

Boris Teichmann

Diffiziles Begegnen

„Frankfurt Playhouse" inszenierte „Summer and Smoke" von Tennessee Williams

Auf der Bühne des „Frankfurt Playhouse" diskutieren die zumeist noch recht jungen Akteure des amerikanischen Ensembles die so ursprünglich menschliche Frage, welche der Kunst wie der Philosophie schon immer Problem ist, das Rätsel des Zusammenhanges zwischen dem Körperlichen menschlicher Natur und dem Immateriellen, Geistigen und Seelischen, welches doch auch dem Menschen eignet. In der Anatomie des Menschen finde sich für die Seele kein Raum, konstatiert der ausschweifendem Leben huldigende Jüngling mit medizinischer Doktorprüfung, der, eines heißen Sommers im kleinstädtischen Glorious Hill aufgetaucht, von Tennessee Williams mit dem Mädchen Alma konfrontiert ist, das vorgibt, ihn zu lieben mit eben dem, das er selbst leugnet.

Tennessee Williams ist von solchem Ansatz her in „Summer and Smoke" ein Stück entstanden, das keinesfalls nur am Rande seines Werkes steht. Es trägt vielmehr deutlich all die Zeichen seines Autors, die man nun schon lang gewohnt ist, an seinem Theater als das ihm Eigentümliche, immer wieder zu entdecken. Das Leben in Glorious Hill ist obschon in seiner Oberfläche kleinbürgerlicher Gesetzmäßigkeit verpflichtet, gleichwohl mysteriös kompliziert. Komplikationen freilich, die kaum in äußerlicher Dramatik vorgestellt sind, die vielmehr in einem dramatischen Moment anschaulich werden, das in einem inneren, psychologischen Raum angesiedelt ist und sich von dort her entwickelt.

Aus der Konzeption, daß Handlung sich von innen her zu begründen habe, daß sie also erst in zweiter Linie bedeutsam ist, resultieren vor allem die Schwierigkeiten einer Inszenierung der Stücke des Amerikaners. Es ist die Möglichkeit häufig ja verlockend, diese schnellen und bisweilen gar durchaus vordergründig pointierten Dialoge auch vordergründig und gewitzt in Szene zu setzen. Dabei würde dann jene treffliche Kunst des Sezierens, die Williams allenthalben praktiziert, jenes unvermittelte Eindringen in die Schichtungen menschlicher Erfahrung verlorengehen, womit auch verdeckt würde, was an verkappter Wahrheit aufgetan werden soll.

Charles Kondek, der Regisseur der Playhouse-Inszenierung von „Summer and Smoke", fand

in Trude Powell als dem Mädchen Alma nicht geringe Unterstützung. Sie gibt das Mädchen zwischen geistiger und körperlicher Liebe in der ennervierenden Hitze des Sommers in schöner und intensiver Spannung. Die Transparenz, die eigentlich dieser Gestalt zukommt, ihre im Grunde stets verdeckt erotische Gestimmtheit, ein Sinnliches, welches endlich durchbricht, machen den Part zu einer keinesfalls leichten Aufgabe. Diese hier so überzeugend gelöst zu sehen, hatte man zuvor kaum erwartet.

Das Stück zerfällt in zwei, sonderbar scharf voneinander geschiedene Teile. Der Sommer, unter dessen klimatischem Einfluß die Dialoge einem Gedanken stets nur auf kurz zu folgen vermögen und dessen Ende erwartet wird in der Hoffnung, daß dann eine andere Zeit auch andere Bedingungen bringen möchte, vergeht. Und mit dem „vom Golf her" einbrechenden Wind wandeln sich die Menschen tatsächlich. Jetzt ist plötzlich Kontinuität wieder möglich: der junge Arzt (Dennis Jones) wird nach dem Tode des Vaters zum Puritaner, und das Mädchen wäre nun bereit, den Weg in das Stundenhotel mit ihm zu gehen.

Daß eben das nicht geschieht, daß die nun dem Körperlichen sich öffnende Liebe der Alma unerfüllt bleibt, bis sie schließlich mit einem reisenden Vertreter den so langen und so umstrittenen Weg in das erwähnte Hotel geht, ist sicher keine Lösung des von Williams eingangs gegebenen Problems.

„Wie zwei Leute, die einander besuchen wollen und von denen jeder zur gleichen Zeit an die Tür des anderen klopft", heißt es im Text, seien der Mann und das Mädchen auf dem Wege zueinander gewesen. Ein psychologisches Lehrstück also, und in diesem Sinne sehr „menschliches" Theater. Sagen wir noch einmal, wie klug und sorgsam diese Inszenierung gebaut war.

—en

Jazz und abendländische Moderne

Die „göppinger galerie", renommiert durch ebenso ausgezeichnete wie interessante Ausstellungen, zeigt zur Zeit Jazzphotos des Frankfurter Graphikers und Photographen Wolfgang Schmittel, kombiniert mit einer Schau gut gestalteter Phonogeräte der Frankfurter Firma Max Braun.

Zur Vernissage dieser Ausstellung „Jazz hören – Jazz sehen" spielten die neuen „Jimmy Giuffre Three", die mit diesem Konzert ihre diesjährige Europatournee einleiteten.

Der Klarinettist Giuffre, führender Exponent der jungen Avantgarde der Westküste, rührt mit seinem neuen Trio an Tabus, die da modernen Jazz von der modernen Musik unserer Tage trennen. Schon in „Tangents in Jazz", einem progressiven Plattenalbum, das 1955 ediert wurde, hatte Giuffre die lang geübten Praktiken musikalischer Demonstration angegriffen, als er eine weitgehende „Emanzipierung der Rhythmusgruppe", d. h. die Auflösung eines gleichbleibenden, in seiner Funktion lediglich begleitenden Grundrhythmus zugunsten der Gleichberechtigung der Rhythmusinstrumente, betrieb. Diese Novität stellte den damals 34jährigen Musiker in die vorderste Reihe der Jazzavantgarde. Trugen die in späteren Jahren mit der ersten „Jimmy Giuffre Three" eingespielten Stücke stark folkloristische Züge (man denke nur an „The train and the river"), mit oftmals simplem harmonischen Unterbau, so zeigen die Stücke des neuen Trios (z. B. Scotin' about oder Trudgin') wie der amerikanische Jazzpublizist Don Heckman in „Metronome" schreibt, ein Ensemble, „das wirksam durch die klassischen Komponisten der Nach-Stravinsky-Periode, speziell der Wiener Schule, beeinflußt wurde." Und er fährt fort: „In seinen besseren Kompositionen ist Giuffre näher an Berg in seiner Verwendung von nicht an Tonarten gebundenem Material, und näher an Bartok in seiner Umformung aus der Folklore stammenden Materials in geschliffene zeitgenössische Musik."

Giuffre bewegt sich auf dem schmalen Grat zwischen Jazz und moderner Musik, läßt erstmals im Jazz seine Musiker frei improvisieren (ohne harmonischen Unterbau und Bedrängung durch die Struktur des Themas), nimmt durch seinen implizierten Grundrhythmus dem Ganzen die ekstatische Wirkung, und eliminiert durch seine Rückwendung zu abendländisch reinen Tönen die „blue notes" und die durch den Blues bedingte Intonation.

Und hier verläßt seine Musik eigentlich, ohne etwas von ihrer Größe und Genialität einzubüßen, das Gebiet des Jazz.

Das Giuffresche Konzert verdeutlichte die extremen Richtungen, die innerhalb des Jazz nach Neuem suchen: auf der einen Seite die „soul music" der Timmons, Adderlys u. a., die ihre Kräfte aus der wiederentdeckten Folkloremusik, der Spirituals und Gospelsongs beziehen, und auf der anderen Jimmy Giuffre, der mit seiner Musik die Barriere zur abendländischen Moderne durchbrach.

Wolfgang Vogel

Vermischtes

Die **STUDIOBÜHNE** spielt in diesem Semester „Die Bürger von Calais". Die Premiere findet im Januar statt. Im November zeigt die Studiobühne in ihrem Studio 2 (Theater unterm Dach) Einakter von Jean Tardieu. Außerdem ist für das Wintersemester eine Dichterlesung junger Autoren geplant.

●

Die **neue bühne** bereitet im Wintersemester zehn Szenen aus „Furcht und Elend des Dritten Reiches" von Bertolt Brecht vor. Die Premiere wird im Februar sein.

●

Die mit großem Getön im letzten Semester ins Leben gerufene **Pantomimengruppe** der Universität wurde inzwischen mit weniger Getön in die Studiobühne „übernommen".

●

Das **Filmstudio** präsentiert:

November

1./2. AMELIE oder DIE ZEIT DER LIEBE
Frankreich 1960, Regie: Michel Drach

8./9. SIE KÜSSTEN UND SIE SCHLUGEN IHN
Frankreich 1958,
Regie: François Truffaut

15./16. DIE DREIGROSCHENOPER
Deutschland 1931, Regie: G. W. Pabst

22./23. KINDER DES OLYMP
Frankreich 1944, Regie: Marcel Carné

29./30. ZAZIE
Frankreich/Italien 1960,
Regie: Louis Malle

Montagsveranstaltungen:

6. 11. DAS KABINETT DES DR. CALIGARI
Deutschland 1919,
Regie: Dr. Robert Wiene

13. 11. DEUTSCHE EXPERIMENTALFILME

20. 11. PANTALASKAS
Deutsche Erstaufführung
Frankreich 1959, Regie: Paul Paviot

27. 11. TARTUFFE
Deutschland 1925,
Regie: Friedrich Murnau

Dezember

6./7. HIROSHIMA, MON AMOUR
Frankreich/Japan 1959,
Regie: Alain Resnais

13./14. FAHRSTUHL ZUM SCHAFOTT
Frankreich 1957/58, Regie: Louis Malle

20./21. THE KID und EASY STREET
USA 1920, Regie: Charlie Chaplin

Montagsveranstaltungen:

11. 12. FAUST
Deutschland 1926,
Regie: Friedrich Murnau

18. 12. FRANZÖSISCHE EXPERIMENTAL- UND KURZFILME

Januar

3./4. DIE GLASMENAGERIE
USA 1950, Regie: Irving Rapper

10./11. SCHREI, WENN DU KANNST
Frankreich 1958,
Regie: Claude Chabrol

17./18. DER BLAUE ENGEL
Deutschland 1930,
Regie: Joseph von Sternberg

24./25. ORFEU NEGRO
Frankreich 1959, Regie: Marcel Camus

Montagsveranstaltungen:

15. 1. SCHWEDISCHE UND ITALIENISCHE EXPERIMENTALFILME

22. 1. DIE FREUDLOSE GASSE
Deutschland 1925, Regie: G. W. Pabst, mit Asta Nielsen, Grete Garbo und Werner Krauss

Februar

7./8. SCHIESSEN SIE AUF DEN PIANISTEN
Frankreich 1959,
Regie: François Truffaut

14./15. DAS SCHEUSAL
Frankreich 1951, Regie: Sacha Guitry

21./22. DIE KATZE LÄSST DAS MAUSEN NICHT
Frankreich 1959,
Regie: Jacques Doniol-Valcroze

28./1. 3. DIE UNBEFRIEDIGTEN
Frankreich 1959, Regie: Claude Chabrol

Montagsveranstaltungen:

5. 2. POLNISCHE EXPERIMENTALFILME

12. 2. METROPOLIS
Deutschland 1926, Regie: Fritz Lang